

81.

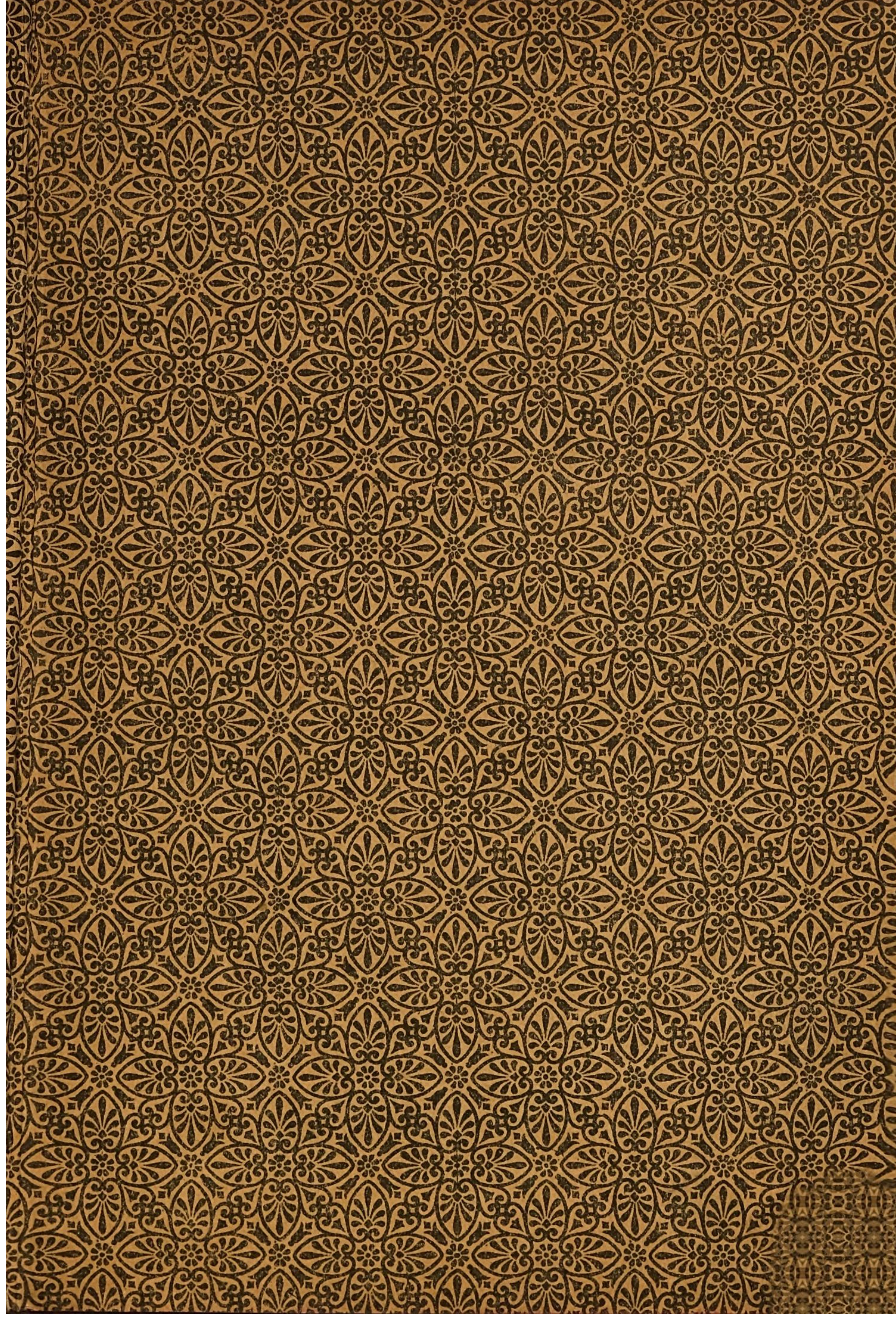
90345

O. H. Kissling.

Früh-Röschen.





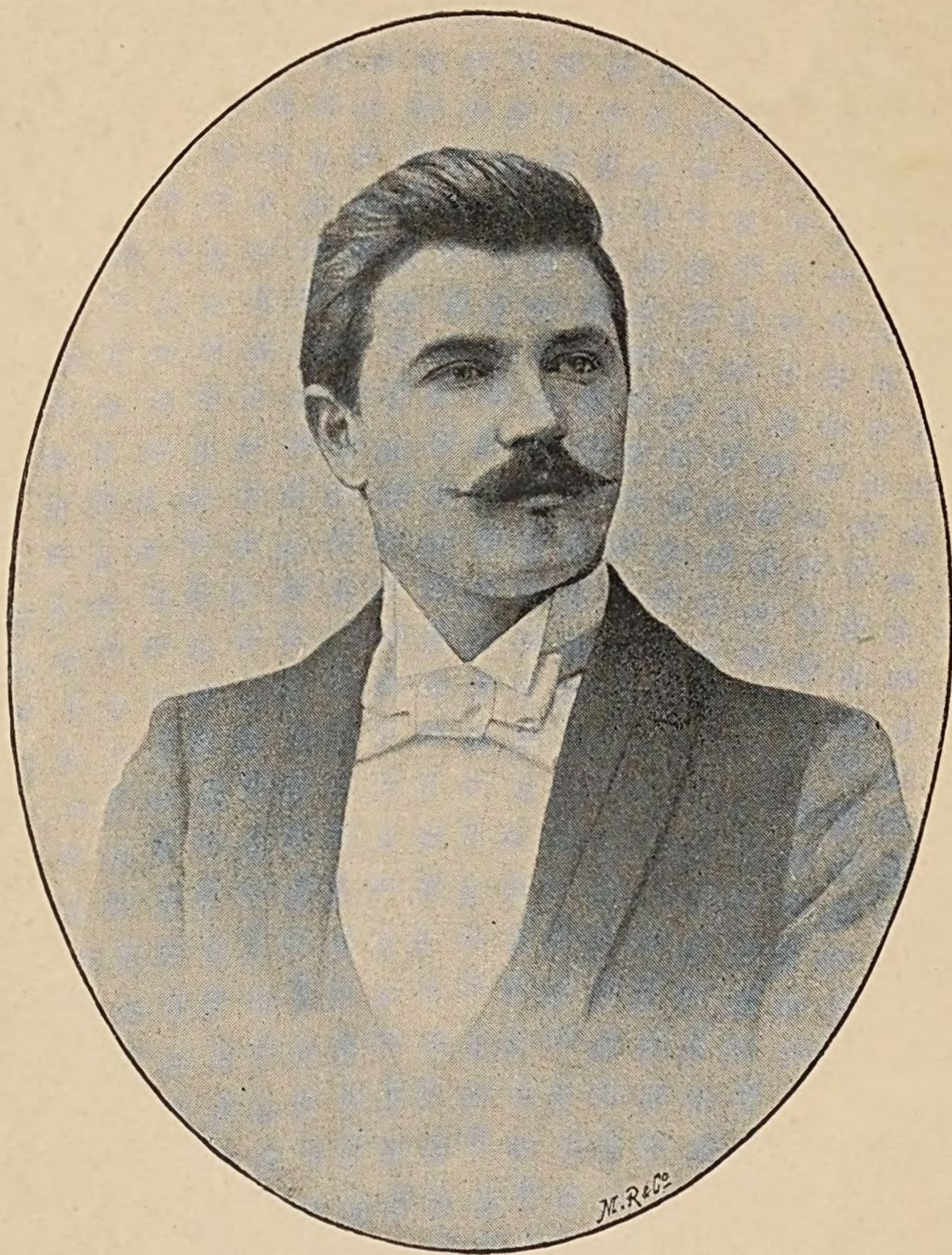


Sehr freundlichen
Erinnerung an meine
Freundin Mathilde
Heilmann von ihrem
Freund u. Verfasser
C. H. Kissling.
München, 4. Dez. 1898

Bayerische Staatsbibliothek



<36647206740018



Früh-Röschen.

Dichtungen und Erzählungen

von

Oskar Hermann Kissling.

— ❧ Erstes Bändchen. ❧ —

1893.

MÜNCHEN

Verlag von Ernst Scherzer.

Meinem Freunde

Gabriel Woerlein

freundlichst gewidmet.

Vom Verfasser.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Dichtungen
und
Erzählungen.



Inhalt des I. Theil.

Nr.	Seite
1. <i>Mein Vaterland</i>	1
2. <i>Meine Geburtsstadt</i>	2
3. <i>Der Schillerstein</i>	3
4. <i>Am Thunersee</i>	4
5. <i>Alt Schweizerhaus</i>	6
6. <i>Eine Schreckensfahrt</i>	8
7. <i>Frühling</i>	9
8. <i>Mondnacht</i>	10
9. <i>Sonnenschein nach Winterszeit</i> . .	11
10. <i>Das Rütli</i>	12
11. <i>Die Witwenalp (eine Sage)</i>	13
12. <i>Die Kindesmordkapelle</i>	15
13. <i>Das Bächlein</i>	20
14. <i>Wahre Freunde</i>	21
15. <i>Die edle Mailänderin (eine Sage)</i> .	21
16. <i>Gruss an Ernst Weiffenbach</i> . . .	24
17. <i>Zum Tode Karl's (Widmung)</i> . . .	25
18. <i>Abschied von der Heimat</i>	26
19. <i>Der Fall der Wildenburg (Schauspiel</i> <i>in drei Aufzügen)</i>	29
20. <i>Nikolaus, oder verbannt nach Sibirien</i> <i>(Trauerspiel in fünf Aufzügen)</i> . . .	53



Inhalt des II. Theil.

<i>Nr.</i>	<i>Seite</i>
1. <i>Nach Amerika</i>	109
2. <i>In Havre</i>	110
3. <i>Auf dem weiten Meer</i>	112
4. <i>Land</i>	113
5. <i>Amerika</i>	114
6. <i>St. Paul (Minnesota)</i>	115
7. <i>Gräberschmückungstag</i>	115
8. <i>Herbst</i>	116
9. <i>Liebet einander</i>	117
10. <i>Nachruf an Ernst Moreau</i>	118
11. <i>Vergiss mein nicht</i>	119
12. <i>Gruss an meine Elisa</i>	120
13. <i>Herbstgedanke</i>	122
14. <i>Todesahnung</i>	122
15. <i>Grüss Gott</i>	123
16. <i>Was ist der Mensch?</i>	124
17. <i>Kehr um!</i>	124



Allerlei

aus dem Leben eines jungen Mannes.



Inhalt des I. Theil.

	<i>Seite</i>
<i>I. Kapitel</i>	<i>129—137</i>
<i>II. „</i>	<i>138—157</i>
<i>III. „</i>	<i>158—165</i>
<i>IV. „</i>	<i>166—171</i>
<i>V. „</i>	<i>172—187</i>
<i>VI. „</i>	<i>188—199</i>
<i>VII. „</i>	<i>200—209</i>
<i>VIII. „</i>	<i>210—227</i>
<i>IX. „</i>	<i>228</i>



Meister Karl.

Erzählung.



Inhalt.

	<i>Seite</i>
<i>I.</i>	251
<i>II.</i>	256
<i>III.</i>	258
<i>Schluss</i>	261



I. Theil.
1887—1890.



Verfasst in der Schweiz.



1. Mein Vaterland.

*Ich kenn' ein Land, von Bergen ist's umringt,
Darinn' man frohe Freiheitslieder singt;
Auf Felsenzinnen herrscht die Gemse nur,
Der Jägersmann sucht mutig ihre Spur;
Der Hirte jodelt von der Felsenwand
Sein Hirtenlied in's freie Heimatland.*

*Es ist das Land, wo Alpenrosen blüh'n,
Im Abendrot des Eisbergs-Spitzen glüh'n,
Von hoher Wand der Bach hernieder fällt
Und donnert laut das Echo wiederhallt,
Wo über dir die Schneelawine kracht
Und unter dir das Thal im Frieden lacht.*

*Es ist das Land, wo Kunst und Arbeitskraft
Des Landes Mutter in den Söhnen schafft,
Wo einst auf stiller, gottgeweihter Erd'
Des Landes Väter sich des Nachts verschwört',
Wo sie für's Volk, für Freiheit, Recht und Gut
Gestorben sind im heissen Heldenblut.*

*Es ist das Land, wo heute sich auf's Neu'
Die Brüderschaft um's Banner schart mit Treu',
Wo sie die freie Hand zum Himmel hebt,
Zum Gott der Freiheit, der dort droben schwebt —
Drum bleib' ich dein, mit Herz und auch mit Hand,
Mein liebes, teures, schönes Schweizerland.*



2. Meine Geburtsstadt.

*Am Fuss des Jura, schön gelegen,
Von Wald und Hügel reich umgeben,
Ist eine alt bekannte Stadt,
Die „Biel“ zu ihrem Namen hat.*

*Des Kirchturm's Spitze mit dem Sterne
Erblickt man schon in weiter Ferne,
Der Wand'rer ruft: „O, das ist „Biel“!
Da ist es, meiner Reise Ziel! —*

*Bekannt sind mir all' ihre Gassen,
Mit ihren stolzen Häusermassen,
Und auch den See, gar lieblich, schön,
Hat oft mein Auge schon geseh'n.*

*St. Peter's Insel dort inmitten,
Die hat mein Fuss auch schon durchschritten,
Wo ich in angenehmer Ruh'
Durft bringen ein'ge Stunden zu.*

*Dort droben, auf Magglingen's Höhen,
Wo g'sunde, frische Lüfte wehen,
Dort durfte oftmals ich schon sein
Und mich an der Natur erfreu'n.*

*O „Biel“ ! ich werde dein gedenken,
Bis meine Lebenstag' sich senken,
Und wenn ich einst entschlafen werd',
Dann deck' mich zu mit deiner Erd' ! —*



3. Der Schillerstein.

(Im Vierwaldstättersee).

*Achtzehnhundert neun und fünfzig
Ging der Jahresneige zu,
's war am elften Wintermonat,
Manches Schiff, in süsser Ruh',
Kam daher durch leichte Wogen
Nach dem „Schillerstein“ gezogen.*

*In den Thälern, auf den Hügeln;
Um den Vierwaldstättersee,
Tönten frohe Jubellieder
Freier Schweizer in die Höh';
Alles war von Dank durchdrungen,
Mit den Alten auch die Jungen.*

*In des Kirchlein's heil'ger Halle,
Dachte man an jenem Tag,
Wonn' erfüllt des grossen Dichters,
Welcher längst im Grabe lag;
Der so Grosses schuf hienieden,
Ruhe aus im sel'gen Frieden! —*

*Draussen auf der Wasserfläche
Waren Schiff an Schiff gereiht,
Und auf feierliche Weise
Wurd' der Fels dem Mann geweiht,
Der's verstund in schönsten Tönen
Unsern Schweizerheld zu krönen.*

*Keinem Dichter, keinem Sänger
Auf der ganzen, weiten Welt,
Ist, wie dort, dem „Friedrich Schiller“
Solch' ein Denkmal hingestellt,
Und so lange Berge stehen,
Wird dies's Denkmal nicht zergehen.*



4. Am Thunersee.

*Endlich bin ich in dem Lande,
Wo die Berner Riesen steh'n,
Die mit ihren weissen Häuptern
Über Thal und Hügel seh'n.*

*Prächtig strahlt die liebe Sonne,
Herrlich sieht's da droben aus,
Und die weite, schöne Gegend,
Ist ein grosses Gotteshaus.*

*Dort der „Mönch“, der ist der Pfarrer,
Predigt uns von der Natur,
Von den Alpen, von den Thälern,
Von den Feldern und der Flur.*

*Sagt uns: „Stehe wie der „Eiger“,
In dem Sturm des Lebens fest,
Glücklich ist, der überwindet,
Und den Mut nicht sinken lässt!“*

*„Rein sei stets dein Lebenswandel. —
Sieh' dir hier die „Jungfrau“ an,
Wie erhaben sie da stehet:
Also wandle deine Bahn!“*

*„Krieche nicht durch Sumpf und Laster,
Neige nur vor Gott das Knie;
Trete auf den Kopf der Schlange,
Sei nicht falsch und bös wie sie!“*

*Dort die „Blümlisalp“ erinnert
Dich mit allem Ernst daran,
Welche Folge dich kann treffen,
Wenn du eine That gethan.*

*Die nichts Gutes in sich birget.
Säe Gutes in der Zeit,
Dann wirst du auch Gutes ernten;
Sei zum Guten nur bereit. —*

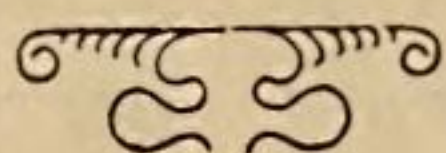
*Hier, ein Paradies auf Erden,
Taucht der Geist sich in das Meer
Einer unendlichen Wonne;
Kommt und schart euch zu mir her!*

*Welcher Frieden, welche Ruhe
Lagert sich auf Berg und Thal,
Und in wunderschönem Glanze
Steh'n im Abendsonnenstrahl*

*All' die mächt'gen, festen Alpen,
Lieblich liegt und still der See,
„Niesen“ hier und „Stockhorn“ drüben —
Da kennt man kein Ach und Weh',*

*Doch die Schönheit uns'rer Erde
Schwindet einstens auch dahin,
Gleich, wie wir mit raschen Schritten,
Aller Lebensfreud' entflieh'n.*

*Alles, Alles ist vergänglich,
Sinkt dereinst in dunkle Nacht,
Liebesglück und Liebesleiden,
Wie auch Reichtum, Ruhm und Pracht.*



5. Alt Schweizerhaus.

Pension Anglaise

ob Luzern.

Gewidmet meiner Freundin Mrs. E. Trüb.

*Du schaust so friedlich in die Ferne
Und unter dir da lacht der See,
In dir verweilte ich so gerne; —
Erinnerung, du thust mir weh!*

*Was waren das für sel'ge Tage!
Wie schön war solcher Freundschaft Glück!
Da wichen Traurigkeit und Klage,
O Zeit, ich greif nach dir zurück!*

*„Pilatus“ grüsste jeden Morgen
Auf's freundlichste 's „Alt Schweizerhaus“,
Wo ich als kleiner Fürst geborgen,
Gemütlich sah in d' Welt hinaus.*

*Vergnügt sah ich die Dampfser eilen,
Dem „Bürgenstock“ und „Rigi“ zu,
Wo Sommerszeit die Gäst' verweilen,
Aus aller Welt — in schönster Ruh'. —*

*Wenn dann der Abend eingebrochen,
Entflohen war der Sonnenstrahl,
Die Vöglein in die Nester krochen,
Die Glocken klangen durch das Thal:*

*Da sind vergnügt wir dann gesessen
Beim Spiel, beim frohen Abendsang;
Die Stunden werd' ich nie vergessen,
Sie bleiben mir mein Leben lang.*

*So leb denn wohl! vertraute Stätte,
Sei inniglich gegrüsst von mir!
Wenn ich nur Adlersflügel hätte,
Dann flög ich öfters hin zu dir.*



6. Eine Schreckensfahrt.

Auf dem Neuenburgersee.

*Blitze zuckten, Donner rollten,
Und die Wogen tobten sehr;
Alle Elemente grollten
Um das kleine Schiflein her.*

*Hülflos hin und her geschlagen,
Alle Rettung schien dahin,
Nichts half all' das Weh und Klagen,
Um den Wellen zu entflieh'n.*

*Weit entfernt vom lieben Strande,
Sah'n wir unser kühles Grab,
Ach, so früh am Todesrande! —
Zitternd, blass sah'n wir hinab,*

*In den aufgesperrten Rachen,
Der uns zu verschlingen schien;
Wie ein Spielball trieb's den Nachen,
Durch die wilden Fluten hin. —*

*Doch, wer hätt' es können glauben!
Eine unsichtbare Hand,
Bracht' uns, trotz des Abgrunds Schnauben,
Sicher an das feste Land.*

*Traurig wär's so früh zu sterben,
Wenn der Mensch noch nicht gelebt;
Später nenn' ich sterben — erben,
Wenn nach Edlem ich gestrebt.*

*Ja! wenn ich mein Werk beendet,
Wenn ich lebte als ein „Mann“;
Ist mein Lauf also vollendet:
Tod, dann lächle ich dich an! —*



7. Frühling.

*Der Winter ist vorüber,
Die liebe Sonne lacht,
Der Frühling grüsst uns wieder,
Mit seiner Blütenpracht.*

*Im Thal und auf dem Hügel
Ist Alles neu belebt
Und wie auf Adlersflügel
Es himmelwärts uns hebt.*

*Die Vöglein in den Bäumen,
Sie zwitschern froh uns zu
(Nach langen Winterträumen)
Bis in die süsse Ruh'.*

*Der Waldbach fliesst mit Rauschen
In's stille Thal hinab,
Wo all' die Knospen lauschen,
Aus ihrem feuchten Grab.*

*O Frühling sei gegrüsst!
Mit deiner grossen Freud',
Die unser Herz geniesset;
Begrab das Winterkleid.*

*Streu' Kraft und neues Leben
Auch in die Christenheit,
Mög'st Liebesglut ihr geben,
Du liebe Frühlingszeit.*



8. Mondnacht.

*Stille schlummern Thal und Hügel,
Alle Hände ruhen aus,
Und mich zieht's im Abendfrieden
In die stille Nacht hinaus,*

*Wo mein Herz sich kann erquicken
An der lieblichen Natur,
An des Mondes hellem Scheine
Auf der weiten sanften Flur.*

*Alles schläft. Vom hohen Turme
Tönt der Schlag der Glocke: Zehn,
Und mir ist's, als ruf' der Wächter:
„Menschenkind, zu Bette geh'n“! —*

*Doch mich zieht es nicht zu Bette,
Eilen möchte ich dorthin,
Wo so viele Sternenheere
Ruhig ihre Wege zieh'n.*

*Fliehen möcht' ich aus dem Strudel,
Dem Gedränge dieser Welt,
Fliehen über Berg und Hügel
Nach dem schönen Sternenzelt.*

*Doch noch zieht der Todesengel
Nicht in meines Lebens Haus;
Einstens aber kommt die Stunde,
Dann ruht sanft der Müde aus.*



9. Sonnenschein nach Winterszeit.

*Nach den langen, trüben Tagen,
Nach der kalten Winterszeit,
Nach dem Wimmern und dem Klagen,
Schauet heut zu uns'rer Freud,
Über Berge in das Thal,
Wonnevoll der Sonnenstrahl.*

*O! er rufet neues Leben
Aus der grossen Erdengruft,
Vöglein sieht man lustig schweben
In der warmen Frühlingsluft,
Blümlein stecken d'Köpflein raus,
Aus dem düstern Winterhaus.*

*Und die Riesen dort die Alten,
Rot und blau im Sonnenglanz,
Uns're schönen Berneralpen,
Wie ein mächt'ger Ehrenkranz,
Frei vom düstern Nebelmeer,
Schauen lieblich zu uns her.*

*Alles hegt und regt sich wieder,
Auf der Erde weit und breit,
Uns'rer Brust entquillen Lieder,
Über schöne Frühlingszeit,
D'rum mein Herz, erwache auf!
Schau zum Himmelszelt hinauf!*



10. Das Rütli.

*Es liegt so still am See, das Rütli,
Es sieht so lieblich, freundlich aus,
Und schlicht hebt sich von seiner Erde,
Ein einfach', nettes Schweizerhaus.*

*Da ist der Ort, wohin sie kamen,
Die Eidgenossen in der Nacht,
Von Uri, Schwyz und Unterwalden,
Hier wurd' der heil'ge Schwur vollbracht.*

*Da haben sie sich fest verbunden
Für Schweizerfreiheit, Recht und Gut,
Für Beistand in den grössten Nöten
Und gält' es auch ihr eig'nes Blut.*

*Sie haben jenen Eid gehalten,
Die Burgen schwanden zur Ruin',
Bald über jene drei Kantone
Die Freiheitssonne glänzend schien.*

*Das Schweizerländchen ist geworden
Ein Schweizerland, mit Sieg gekrönt,
Und mutig ist sein Volk noch heute,
Wenn Kriegsruf rings herum ertönt.*



11. Die Witwenalp.

(Eine Sage).

*Drüben im Graubündnerlande,
An des Flimsersteines Seite,
Hebt vereinzelt sich vom Strande
Rings umgeb'ner Alpenweide,
Wo einst Gras und Blumen blüthen,
Kalt ein Gletscher, glitzernd weiss;
Statt den schönen Wiesen brüten
Bergesstöck' im ew'gen Eis.*

*Einer armen Frau gehörte
Einst die Alp; da, ohn' Erbarmen
Kam ein Reicher, der sie störte
Aus dem Frieden, sprach zur Armen,
Diese Alp sei nun sein eigen,
Denn auf eine Schuld vom Mann,
Die er dem Gericht' konnt zeigen
Nahm man es für richtig an:*

*Sie gehör' dem reichen Bauer.
Hastig lief zur Witwe er,
Die das Brot verdiente sauer,
Der das Leben oft so schwer!*

„Morgen will ich sie beschauen,
Meine Alp, so sprach der Schlechte.
Doch die Witwe konnt' nicht trauen
Diesen Worten, glaubt' im Rechte

Sei nur sie; jedoch der Reiche
Zog den Schuldschein aus dem Sack,
Hob den Kopf hoch wie die Eiche,
Wedelte mit seinem Frack,
Schwang den Stock mit seinen Händen
Wie verrückt herum im Zimmer
Und begaffte die vier Wände,
Hüstelte und speite immer.

Nichts half all' das Weinen, Klagen,
Jener armen Witwe dort,
Hochmutsvoll stieg auf den Wagen
Er — begab sich lustig fort. — — —
Dunkel sank die Nacht hernieder,
Donner rollten, furchtbar krachte
Es im Berg — — — und als dann wieder
Es getagt, die Sonne lachte:

Ward die schöne Alp verschwunden
Ewiges Eis an ihrer Stelle,
Doch die Witwe hat gefunden
In den Nöten eine Quelle
Des Verdienstes. — Ach, des Reichen
Habichtsaugen schauten drein,
Wie zerstört. Merkt's Seinesgleichen:
Unrecht Gut kann nicht gedeih'n!“



12. Die Kindesmord-Kapelle.

*Zu Treib, am Fuss des Seelisberges,
Im Wirtshaus sass mit seinem Kind
Ein Fischer — ohne Lieb' im Herzen —
Er fühlte nicht des Kindes Schmerzen,
Für alles Gute war er blind.*

*Am Tisch sass er bei Seinesgleichen
Das Kartenspiel in seiner Hand,
Er spielte, 's wollte ihm nicht glücken
Und zornig sah er nach den Stücken,
Die ihm das Spiel so schnell entwand.*

*Er suchte lang' in allen Taschen,
Der letzte Kreuzer kam hervor;
Mit einem Fluch warf er ihn nieder,
Dem Kinde zitterten die Glieder
Und leise sprach es in sein Ohr:*

*„Gib Brot mir, Vater, einen Bissen,
Mich hungert es, den ganzen Tag
Hast du mir ja noch nichts gegeben,
Ach, könnt' ich bei der Mutter leben!
Liebst du mich gar nicht Vater? Sag'!“ —*

*Der Vater sah mit Tigerblicken
Nach der unschuld'gen Tochter hin:
„Was willst du, Brot? Ich will dir geben!“
Dann schlug er auf das junge Leben
Mit seiner Faust. — „Halt! Halt!“ so schrien*

Die Andern, die am Tische sassen,
Und einer mit zündrotem Haar,
Der reichte hin dem Rabenvater
Ein Brot und stellte sich als Rater,
Zwar herzlos, gleich wie er. „Fürwahr!“

Rief er mit einer Teufelstimme,
„Geh', sättige das Kind mit Brot!
Zuvor soll es jedoch enthüllen
Drei Rätsel, dann kannst du ihm füllen
Den Bauch mit diesem Roggenbrot.

Zuerst soll es dir, Alter, sagen,
Was weicher sei wohl als der Flaum?! —
Und dann — es wird auch können schlecken —
Was süsser mög' als Honig schmecken?!
Doch halt die Kleine fest im Zaum!

Auf's Dritte soll es dir dann sagen
Was härter sei denn jeder Stein?!
Jetzt gehe mit dem Brot und Kinde!
Kann es nicht lösen, brauchst gelinde
Du mit dem Sprössling nicht zu sein!“ — —

Bald sass der Alte drinn' im Schiffchen
Und ruderte nach Gersau zu,
Hell schien der Mond auf See und Hügel,
Das Schifflein eilte wie auf Flügel
Dahin. Die Gegend lag in Ruh'.

Nur in dem Vaterleibe drinnen,
Da tobte es wie auf dem Meer:
Aus seinen Augen schossen Blitze,
Wild sah er nach des Mädchens Sitze,
Das Arme hungerte so sehr!

*Oberhalb Gersau fuhr an's Ufer
Er; hart stund seine Hütt' am Strand! —
Sie stiegen beide aus dem Nachen,
Wie mit den Klauen eines Drachen
Ergriff er seines Kindes Hand.*

*Das Brot hielt er vor seine Augen;
Das Mädchen konnte stehen kaum
Vor Hunger, doch des Vaters Stimme
Ertönte dumpf in seinem Grimme:
„Sprich! Was ist weicher als der Flamm?“ —*

*Das Mädchen sprach mit Thränenaugen:
„Kein Flaum auf Erden ist so weich
Wie einst die Brust war meiner Mutter —
Dort konnt' ich ruh'n; doch kein so Guter
Bist du! Für nichts schlägst du mich gleich!“*

*„Du Vollgesicht! Dass du dort lägest!
Du, deiner Mutter Ebenbild!
Jetzt sag', was süsser möge schmecken
Als Honig? lerntest ja gut lecken
Bei deiner Mutter! rief er wild.*

*„Die Muttermilch, die schmeckte besser!“ —
So sprach das Töchterlein zu ihm
Und fuhr entsetzt vor seinen Blicken,
Und der geballten Faust, der dicken,
Zurück. — Er zitterte vor Grimm.*

*„Nun sprich und sag' mir schnell auf's Dritte
Was härter ist als diese Fluh?!“
Er sah mit teuflisch wilden Augen
Hin auf sein Kind, als wollt' er saugen
Die Antwort, die er wünscht' dazu,*

*Aus seines armen Kindes Herzen. —
„Was härter sei denn diese Fluh?“
So sprach das Kind: „Ich kann nicht lügen!
Doch kann ich mich darin nicht trügen,
„Noch härter ist dein Herz! bist du! —
Jetzt war des Alten Wut entfesselt,
Er warf das Brot weit auf die Seit':
„Was sagst du, härter sei dein Vater?
Du sollst es spüren, kleine Natter!
Jetzt friss, verfluchtes Kind! hast Zeit!“ —
Er packte es mit beiden Händen
Und schwang es kräftig in der Wut
An jene Fluh: „Jetzt kannst du fühlen
Wie hart der Fels' ist!“ Er konnt' kühlen
Den Durst der Rache nun durch Blut.
Kaum ward der Mord jedoch geschehen,
Ergriff den Mörder das Gefühl
Der Unthat fest mit Allgewalten;
Es trieb ihn fort, den schnöden Alten,
Um seinen Geist, da wurd' es schwül.
Er zog in ferne, ferne Lande;
Dort fand er Gold und hohe Ehr',
Doch ach, stets wurde sein Gewissen
Durch seine That geplagt, gebissen —
Den Frieden fand er nimmermehr.*

*

*

*

*Zu Treib, in jener Wirtshausstube,
Da sassen eines Abends auch
Viel' Gäste, welche tapfer tranken
Und spielten, fluchten, wie's der Brauch.*

*Doch plötzlich wurde Alles ruhig,
Ein alter Kriegermann nahm das Wort,
Erzählte schaurige Geschichten
Aus diesem und aus jenem Ort,*

*Und wenn er eine stets beendet,
Da hob er seinen Finger auf
Und sprach alsdann mit ernster Miene:
„Ja, gute Freunde, zählet drauf,*

*Wenn Alles noch so fein gesponnen,
So bleibt es dennoch, glaubt's, dabei:
Zu seiner Zeit kommt's an die Sonnen,
Gleich, was für eine That es sei!“*

*Da kichert' es in einem Winkel
Gar höhnisch; alle sahen um,
Es war ein Mann mit grauen Haaren,
Verzerrten Zügen. Er sass krumm*

*Auf einem Stuhl bei seinem Glase,
Den Blick warf auf die Erde er;
Es war der alte Kindesmörder,
Doch kannten alle ihn nicht mehr.*

*„Das ist Unsinn, das ihr da redet!
Ich kenne einen alten Mann,
Der eine schnöde That verübte,
Noch heut' sie niemand nennen kann!“*

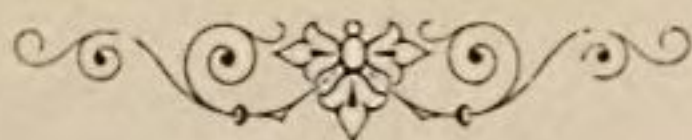
*So sprach der alte, graus'ge Mörder.
„Vielleicht bist dieser Thäter Du!“
Rief jetzt der alte Kriegermann bitter,
Der Treibwirt leuchtete dazu*

*Mit einem Licht ihm in die Augen:
„Bei Gott, der Fischer! (so und so,)
Ich kenne dich, du Kindesmörder,
Der nachher in die Ferne floh!“ —*

* *

*Der Mörder selbst hat sich entlarvet
Indem er sicher glaubt zu sein,
Die That, sie kam an's Licht der Sonne —
Er büsste auf dem Rabenstein.*

*Doch dort an jenem Ort des Mordes
Steht jetzt ein Kirchlein an dem See,
Die „Kindesmordkapelle“, — traurig
Denkt man noch an des Mädchens Weh!*



13. Das Bächlein.

*Immer weiter, immer weiter
Geht's dem Meere zu,
Immer fröhlich, immer heiter
Ohne Rast und Ruh'.*

*Und das Bächlein wird zum Bache,
Bald er sich ergiesst
In den Fluss, mit dem er eilend
In das Weltmeer fließt.*

*O, so eilt auch unser Leben,
Flüchtig ist die Zeit,
Stunden kommen, Stunden sinken
In die Ewigkeit.*



14. Wahre Freunde.

*Wahre Freunde, — wahre Freunde
Giebt es wenig in der Welt,
Freunde kann man viele finden —
Zeige ihnen nur dein Geld.*

*Ach, ich liebte viele Freunde,
Liebte sie aus tiefstem Herz,
Doch ihr Schein hat mich betrogen —
O, das ist ein bitt'rer Schmerz! —*

*Einen treuen Freund besitzen —
Ist ein grosses, teures Gut,
Gieb es niemals aus den Händen,
Schenk' dein Herz ihm und dein Blut.*

15. Die edle Mailänderin.

(Sage vom Oberaar im Wallis.)

*Auf der öden Alp' der Aare
Sucht' ein Hirte einst ein Rind,
Das verloren ihm gegangen,
Dort, wo kahle Felsen hangen
Ueber'm Abgrund, Gletscher sind.*

*Heftig floss der Regen nieder,
Finster sah'n die Wolken d'rein,
Blitze zischten, Donner krachten,
In dem Berg die Geister lachten,
Schaurig war es dort zu sein.*

*Da, was sah der Hirte plötzlich? —:
Mit Erstaunen eine Dam',
Die in kostbar' feinem Kleide,
Ausgeschmückt mit viel Geschmeide,
Nach der Alpenhöhe kam.*

*„Gott! sie wandert nach dem Gletscher!“
So der Jüngling zu sich sprach,
Eilte hin mit schnellen Schritten,
Um zur Rückkehr sie zu bitten,
Rief ihr desshalb ängstlich nach.*

*Doch die Dam' lief immer weiter
Mit dem Bergstock in der Hand,
Seufzte dabei, doch nur leise,
Hielt auf graziöse Weise
Mit der Linken ihr Gewand. —*

*„Schöne Frau! um Gotteswillen,
Saget mir, was wollt ihr thun,
Hier, auf diesem wilden Berge,
Bei dem Wetter, wo die Zwerge
Unter uns nicht können ruh'n?*

*Ach! und wie ich's erst bemerke:
Barfuss, ohne Schirm und Hut
Reiset ihr, — die Füße bluten;
Warum macht ihr solche Routen
Ohn' Bedeckung, wie man's thut?*

*Habt ihr nicht Bediente, Führer?
Kommt doch nicht bis hier zu Fuss?
Seid vom Pferde wohl gestiegen
In der Nähe, könnt nicht kriegen
Mehr den rechten Pfad? Ich muss*

*Euch denselben zeigen! — Höret!
Seid verunglückt ihr vielleicht?
Habt zu weit euch fortgewäget
Von der Führerschaft? O, saget!
Kommt nur! helfen kann ich leicht!“*

*„Nein, mein braver, guter Junge!“
Sprach die Dam' mit süsser Stimm',
„Ohne Führer, ohne Pferde,
Ohne Schuhe, — mit Beschwerde,
Unter uns'res Gottes Grimm,*

*Komm' von weither ich gelaufen,
Drüben aus der grossen Stadt
Mailand. — Ach, mein Leib liegt dorten
Tot; mit Thränen, Trauerworten,
In den grössten Schmerzen hat*

*Man mich heute stets beklaget;
Um das Totenbett im Saal
Des Palastes stehen alle,
Während ich so einsam walle, —
Meine Eltern leiden Qual.*

*Einz'ges Kind war ich des Hauses.
Gott hat mich verurtheilt jetzt:
Hier, im Gletscher, abzubüssen,
Ohne Schirm, mit nackten Füßen,
Weil ich sein Gesetz verletzt;*

*Weil fast nie ich hab' betreten
Blosse Erd' bei Lebenszeit,
Weil ich Kutsche stets gefahren,
Freudenfeste nie gesparen,
Ohne stattliches Begleit*

*Nie von Hause weggegangen,
Nie in eine Traufe kam,
Mich von jeder Müh' entzogen, —
Ach, ich hab mich selbst betrogen!
Doch zu spät ist Reu' und Gram!“ —*

*Plötzlich kam ein finst'rer Nebel
Und ein Regenschauer noch. —
„Schöne Frau! kann ich euch retten?
Eure Seel' zur Ruhe betten?
Kann ich helfen? — Sagt's mir doch!“*

*So rief laut der Hirtenknabe. —
Als der Nebel war entflohn
Sah er die Gestalt nicht wieder,
Lauter schrie er auf und nieder,
Doch umsonst — sie war davon.*

*Melancholisch rauschte weiter
Dort der Bach; der Gletscher liess
Dummpfer noch sein Donnern hören,
Klagend tönt's von Geisterchören,
Durch die Schlucht der Sturmwind blies.*



16. Gruss an Ernst Weiffenbach.

*Sei mir gegrüsst! Es ist das letzte mal,
Da wir uns vielleicht auf der Erde sehen.
Gleich, wie am Abend sinkt der Sonnenstrahl
Hinter die Berge und beim Sturmeswehen,
Die Blätter fallen von dem Baum zur Erd',
So sinkt der Mensch, dass er zu Staube werd',*

*Getroffen von der Hand des Todes hin.
Auch du und ich — zu unbestimmter Stunde —
Empfangen einst den Todeskuss. Es zieh'n
Die Zeiten rasch vorbei, bis dann die Kunde
Des ew'gen Lebewohl an uns gelangt.
Sieh', wie die Rose in dem Garten prangt!*

*So prangst du auch als Künstler auf der Bühn',
Doch ach! ein Sturm entblättert bald die Rose.
Zerknickt wird mancher, der einst stark und kühn,
Als Künstler lebte. — An dem grossen Loose
Der Menschheit hämmert ohne Rast und Ruh'
Die Zeit. — Behüt dich Gott! Fahr' fröhlich zu! —*



Zum Tode Karl's.

*Gewidmet für E. und A. Kissling
Burgdorf.*

7. April 1888.

*Wie kurz war doch allhier dein Leben,
Du lieber Karl, so schön und rein!
Kaum hat der Herr dich uns gegeben,
Nahm er dich in sein Reich hinein!*

*O, du warst uns're grösste Freude!
Du warst auch uns'res Hauses Glück!
Doch gar zu bald ging es zu Ende,
Zu schnell nahm dich der Herr zurück.*

*Wie glänzten deine schönen Haare!
Wie waren deine Wangen rot!
Du warest sieben Vierteljahre
Stets uns're Lust, — nun bist du tot.*

*Wie strahlten deine blauen Augen!
Wie sahen sie uns liebeich an!
Nur kurze Zeit war hier dein Schauen,
Das Gräblein war dir aufgethan,*

*Und auf dem schönen Sterhebette,
Sah'st wonnevoll verklärt du aus,
Und so zog'st du von dieser Stätte,
Aus deinem lieben Elternhaus.*

*Ach! unser Schmerz ist gross hienieden,
Doch müssen wir zufrieden sein,
Du ruh'st nun aus in sel'gem Frieden,
Erlöst von aller Erdenpein.*

*Du bist nun jedem Leid' entzogen,
Das uns in dieser Welt umringt.
Wirst nicht verläumdet und betrogen —
Bist glücklich nun, geliebtes Kind!*



Abschied von der Heimat.

*Leb' wohl! mein liebes Vaterland,
Fort muss ich in die Fern',
Leb' wohl! mein Thun, du Seesstrand,
Wo ich verweilt so gern.*

*Leb' wohl! Leb' wohl! mein Ideal!
Gott weiss ob ich dich seh'
In meinem Leben noch einmal! —
Abschied, wie thust du weh! —*

*Leb' wohl! Du liebes Schweizerland,
Fort geh' ich, über's Meer;
Kommt Freunde! reichet mir die Hand,
Ich lieb' euch ja so sehr.
Leb't wohl! Leb't wohl ihr Freunde all'!
Gott weiss, ob ich euch seh'
In diesem Leben noch einmal; —
Abschied, wie thust du weh! —*

*Leb' wohl! Du Land voll Ruhm und Pracht,
Voll Schönheit und voll Glanz;
Hast mir manch' sel'ge Stund' gebracht
Durch deinen Alpenkranz.
Leb' wohl! Beim Abendsonnenstrahl
Sag ich dir noch: „Adieu“!
Und hoffe, dass ich noch einmal
Vor meinem End' dich seh'.*



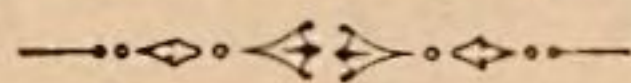
Der Fall der Wildenburg.

Schauspiel in drei Aufzügen.

Personen.

<i>Ulrich, Vogt von Wildenburg.</i>	
<i>Müllerfritz,</i>	
<i>Jacob, der Senne,</i>	
<i>Rosa, seine Tochter,</i>	
<i>Werner, Senne,</i>	} <i>Alle von Wildenburg.</i>
<i>Heinrich, „</i>	
<i>Peter, „</i>	
<i>Jörg, „</i>	
<i>Rudolf Zwingli,</i>	
<i>Ulrich, der Jäger,</i>	} <i>von Wildhaus.</i>
<i>Niklaus, der Bote,</i>	
<i>Vier Landmänner,</i>	
<i>I. Waffenknecht des Vogtes,</i>	
<i>II. „ „ „</i>	
<i>Raubritter der Wildenburg mit Knechten. Land-</i>	
<i>volk: Männer, Weiber, Kinder.</i>	
<i>Ort der Handlung: Wildenburg bei Wildhaus,</i>	
<i>(Kanton St. Gallen.)</i>	

Erster Aufzug.



Erste Scene.

Stube in einer Sennhütte. Ein alter Senne schreitet gesenkten Hauptes durch das Zimmer.

Jacob, der Senne *(klagt und seufzt.)*

Auch dieses noch in meinen alten Tagen, der Schmerz und Gram zerbricht mir noch das Herz; ich bin wohl der Unglücklichste auf dieser Erde, mit was hab ich denn diesen Schlag verdient? — Ich musste hart mein täglich Brot verdienen von Jugend auf bis zu diesem Tag, hatte mir einen schönen Haushalt gegründet, Gott gab zur Ehe mir ein gutes Weib und auch ein Kind, das Ebenbild der Mutter. Ich hab mit Müh' und Fleiss für sie gethan, was sich für einen guten Vater ziemt. Doch du, mein liebes Weib bist mir gestorben, der Tod raubte mir dich unbarmherzig und liess mich mit meinem Kind allein zurück. Da nahm der Vogt, um meine Leiden zu vermehren, mir das schönste Vieh. — Ich höre klopfen, wer mag draussen sein?

(Er öffnet die Thür und tritt erstaunt zurück.)

Ach, du kommst mir zur rechten Zeit, mein Lieber, komm tröste mich, die Last ertrag' ich kaum!

(Müller Fritz tritt herein, sie reichen einander die Hände.)

Müller-Fritz.

Seid mir gegrüsst! — Doch ach, wie seht Ihr aus? Was ist Euch zugestossen? Sprecht, lieber Vater, öffnet mir das Herz.

Jacob, der Senne.

O trauere mit mir, lieber Fritz, was du auch liebst, das hat man mir entrissen; mein Glück und deine Hoffnung ist dahin. Mir wird der Tod wohl bald die Erlösung bringen, dann ist's mit diesem Jammerleben aus.

Müller-Fritz.

Ach Gott! Was hat's gegeben? O, ich ahne, was euch drückt! Wo ist Rosa? ich seh' sie heute nicht!

Jacob, der Senne.

Du wirst sie niemals mehr erblicken! Sie ist für uns verloren auf immerdar!

Müller-Fritz.

Halte ein! Mir schwindelt es vor meinen Augen.

Jacob, der Senne,

Der Vogt liess sie vor meinen Augen weg-führen. Ich stürzte mich, wie rasend, auf die Knechte, man schlug mich in's Gesicht, man warf mich zur Erde, ich weinte wie ein

Kind, bat um Gnade, jedoch umsonst, ich musste sehen, wie man Rosa mit Stricken fesselte. Ihr Blick, ihre Thränen, schnitten mir in's Herz; man nahm sie fort, kraftlos fiel ich zur Erde.

Müller-Fritz.

Ah! soweit will man's vom Schlosse mit uns treiben! Es ist genug! Der Racheengel kommt! Ja, rächen werde ich diese schnöde That, den Vogt will ich das teure Gut entreissen aus seinen Armen.

Jacob, der Senne.

Was willst du thun? Willst du dich in jenes Loch begeben? Dann werden dich die Mauern auch umschliessen, um nimmermehr die Freiheit dir zu schenken. Im finstern Kerker, verlassen von der Welt, so müsstest du auf alle Zeiten sein, du kennst den Vogt — nach Blut lechzt seine Seele.

Müller-Fritz.

Und sollte sich die ganze Hölle erheben gegen den Müllerfritz, er wird sich rächen! Heut reisse ich das Knechtschaftsband entzwei, zur Freiheit greif' ich, Freiheit werd' ich üben!

Jacob, der Senne *(dem Fritz die Hand reichend.)*

Ich wünsch' dir Glück zu deinem Unternehmen; hab' Vorsicht, der Schutz des heiligen Gottes möge dich begleiten.

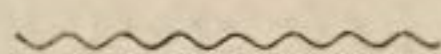
Müller-Fritz.

*Ich habe Hoffnung, Vater, ich hab' Mut.
Jetzt geht's an's Werk. Leb' wohl! Auf
Wiedersehen!*

Jacob, der Senne.

Gott helfe dir, Rosa zu befrei'n.

(Sie gehen auseinander.)



Zweite Scene.

(Im Hintergrund erblickt man den gewaltigen Schafberg mit seinen vielen Zacken; an seinem Fuss erhebt sich auf einem Felsen die Wildenburg, wird von Tannen umgeben. Den Mittelgrund bilden Felsen und Bäume, von ersteren sieht man nachher Männer heruntersteigen. Vorn bildet sich ein freier Platz, auf welchem Müller-Fritz sich mit den Sennen Jörg, Werner, Heinrich und Peter befindet. Alle sind bewaffnet. Die ganze Scene wird vom Mond beleuchtet.)

Müller-Fritz.

So, sind wir also sicher auf dem Platze?

Werner.

Gewiss! Ich war dort oben, um zu lauschen, man jodelt weinbetrunken in der Burg; des Peters Anna sagt, sie seien beladen mit Schätzen, von dem Raubzug heimgekehrt.

Jörg.

Und dennoch kann man vielleicht spionieren!

Müller-Fritz.

Wir wissen uns zu wehren, umsonst trägt keiner seine Waffen mit. Als starke Sennen

werden wir's noch zeigen, wie lang das Vögtlein droben jauchzen thut,

Peter.

Das Rauben müssen wir dem Schuft bezahlen, zwar nicht mit Geld, das Faustrecht übt man aus.

Heinrich.

Wir wollen nicht nur sprechen, sondern handeln; die gute That fürs Land, die bringt uns Ehre.

Peter.

Wir werden handeln, werden Ehre ernten, bald sind wir freie Männer, frei das Land.

Müller-Fritz.

Und Freiheit, wird auch Rosa bald empfangen.

Werner.

Bald ist sie dein! Dein Weib für alle Zeit. (Es schlägt zwölf Uhr aus der Ferne.)

Müller-Fritz.

In Wildhaus schlägt's jetzt zwölf, noch sind die Brüder von dort nicht angelangt. Sie sagten mir heut' Abend, dass sie kommen werden und zwar mit Freuden ohne Fehl.

Jörg.

Sie halten Wort, sie werden alle kommen, sind Wahrheitsleute g'rad' so gut wie wir.

Heinrich.

*Sie lieben auch wie wir, das Vaterland und
wünschen auch, die Fesseln abzuschütteln. Nach
Freiheit ringt auch ihre Brust.*

(Man hört Stimmen und Tritte vom Hintergrund.)

Peter.

Sie kommen! Die Getreuen halten Wort.

*(Rudolf Zwingli, Ulrich der Fäger, Nick'laus der Bote und
vier Landleute von Wildhaus treten mit Waffen versehen, von
den Felsen herunter und links und rechts zwischen den Bäumen
herein.)*

Rudolf Zwingli.

*Wir liessen lange auf uns warten, jedoch,
wir spionierten um die Burg. Es ist viel Lärm
im Räubernest da droben, wir merkten aber
nichts, dass man uns hier um diese Stunde
stören könnte.*

Müller-Fritz.

*Wir werden sicher sein und stark genug,
dem Lumpenpacke mutig zu begegnen. Doch
lasst uns jetzt den Plan für morgen schmieden.*

Rudolf Zwingli.

*Ja, morgen muss es sein, wenn in der
Nacht die Diebe sich auf ihren Raub begeben.
da bleibt der Vogt, zwei Knechte und der
Wächter im Schloss zurück und warten auf
ihre Rückkehr.*

Müller-Fritz.

*So ist's. Ich werde mich hinauf begeben.
Werner, Heinrich, Peter — kommen mit*

mir! (zu den anderen sich richtend) Ihr geht mit Rudolf Zwingli in's Wäldchen und wartet dort bis dass das Gesinde heimkehrt, dort fangt ihr sie und führt sie in's Schloss.

Jörg.

So leicht wird's mit dem Fall' nicht gehen, glaubt's, des Vogtes Haus ist immer gut gerüstet.

Ulrich, der Jäger.

Und wenn! hat nicht der Tell dem Landvogt Gessler mit einem Pfeil und Bogen einst gezeigt, wie man sich Freiheit nimmt für's Vaterland!

Nicklaus, der Bote.

Sind nicht durch eine kleine Schar die Burgen, dort in jenen drei Kantonen, gefallen?

Werner.

Wie sollten wir denn nicht auch also ringen, das grösste Gut, die Freiheit, zu erlangen?

Müller-Fritz.

Es bleibt dabei, die Burg muss morgen fallen; Ich komme zu euch nach Wildhaus, dort verkleiden wir uns und pilgern abends, frommen Brüdern gleich, hinauf zum Schloss. Ihr Andern geht, wie schon gesagt, in's Wäldchen und lauert dort auf den besagten Fang. — Seid ihr mit diesem Vorschlag einverstanden?

Alle. *Ja.*

Müller-Fritz.

So hebt die Hand zum Himmel und beschwört's!

(Alle heben die Hände auf).

Wir schwören!

Müller-Fritz.

*Jetzt wird es uns gelingen. Der Feind
muss fallen und Rosa führ' ich heim. Wie
wird der alte Vater glücklich werden!*

Rudolf Zwingli.

Mit ihm auch wir.

Ulrich, der Jäger.

*Das wird einen Jubel geben, wenn von dem
verfluchten Räuberschloss, hoch zum Himmel
auf die Flamme prasselt.*

Niklaus, der Bote.

*Wenn sich der Himmel purpurrot dann
färbt.*

Werner.

*Wenn Freiheitslieder durch das Thal tönen
und die Glocke froh zu uns herüber schallt.*

Müller-Fritz.

*Wohlan, so lasst uns geh'n! Bleibt alle
treu. — Wir werden morgen thun, wie wir
gesagt. (Sie geben einander die Hände.)*

Alle.

*Es bleibt dabei und ging' es in den Tod.
(Sie gehen auseinander.)*

Zweiter Aufzug.



Erste Scene.

Im Rittersaale der Wildenburg. Der Vogt Ulrich von Wildenburg sitzt auf einen Lehnstuhl. Vor ihm kniet Rosa; ihre Hände sind mit einem Strick gefesselt. Zu beiden Seiten des Vogtes steht ein Waffenknecht.

Rosa *(sich erhebend).*

Nein Wüt'rich, lieber will ich leiden, sterben, als mich euren Lüsten weih'n. Ein harter Stein müsste sich erbarmen, doch ihr, ihr habt ein Rabenherz. Kommt her Verbündete des Teufels! Kommt, tötet mich, ich werde ruhig sterben. —

(Die Knechte zwingen sie wieder vor dem Vogt zu knien.)

Ulrich von Wildenburg.

Noch nicht, mein Kind; ich seh' dich gern, du hast so schöne Augen und rote Wangen, — Lippen, süß zum küssen! Nein wahrlich nicht, dich lässt man noch nicht sterben.

Rosa.

Haltet ein, Verruchter, schwer müsst ihr's noch büssen! Den alten Vater habet ihr bestohlen, ihr quält ihn zu Tod, den armen Mann.

Ulrich von Wildenburg.

Fahr' zu mein Kind; du kannst ganz gut erzählen, wär'st du ein Mann, als Kaplan nähme ich dich in das Haus; jedoch ich glaube, wir würden dann zu fromm und du thät'st dich, zum Rauben noch bekehren.

Rosa.

Dass euch die Lästertzunge nicht verbrennt!

Ulrich von Wildenburg.

Doch mit Ernst wollen wir nun an die Sache. Ich nehme dich als Weib.

Rosa *(sich aufraffend).*

O, wär ich frei! Ich würde euch aus eurem Mordsgesicht die Tigeraugen kratzen.

Ulrich von Wildenburg.

Hör' zu, ich lieb' dich immer mehr; du wärst ein guter Hauptmann für die Wildenburg, um meine Schar beim Rauben anzuführen, um hie und da einen Kautz zu morden, der dich für deine That mit dem bezahlt, was du in seinen Taschen findest.

Rosa.

O Gott!

Ulrich von Wildenburg.

He! bist du's nicht zufrieden? Komm' küsse mich, umarme mich, drücke mich an deinen Busen, wir wollen heute noch recht glücklich sein.

(Rosa springt gegen die Thür, die Knechte ihr nach und schleppen sie zum Vogt zurück.)

Rosa.

Erbarmen! Tötet mich! Stecht mich zu Boden!

Erster Waffenknecht.

Treibt doch mit dieser Dirn' nicht langes Spiel! Wir werfen sie hinab ins finst're Loch wenn sie euch nicht zu Gebote will, da kann sie mit den Ratten fröhlich leben!

(Man hört das Blasen eines Horn's).

Zweiter Waffenknecht.

Der Wächter bläst, man wird Einlass begehren?

Ulrich von Wildenburg.

Geh', eil' hinab und bring' mir sofort Kunde.

(Der Waffenknecht entfernt sich.)

Rosa.

*Ich armes Wesen! lieber, armer Vater!
Wie ist das Schicksal doch so hart.*

Ulrich von Wildenburg *(steht auf und will sie küssen).*

Gieb mir einen Kuss! setz dich auf meinen Schoss.

(Sie stösst ihn weg).

Rosa.

Zurück, verruchter Mörder!

Ulrich von Wildenburg *(sich zum Knecht wendend).*

Hopp, bind' sie so fest wie möglich und dann versorge sie bis morgen in das Loch, dort kann sie mit den Ratten spielen.

(Der Knecht bindet ihr die Arme zusammen.)

(Der zweite Waffenknecht kehrt zurück.)

Zweiter Waffenknecht *(eintretend)*.

Vier Mönche warten drunten vor dem Thor, von Einsiedeln kommen sie hergelaufen und wünschen gnädigst Nachtquartier bei euch.

Ulrich von Wildenburg.

Ich kann nicht anders, muss sie übernachten. Führ' sie herauf zu mir, ich will sie seh'n. —

(Er entfernt sich, der zweite Waffenknecht schleppt Rosa hinaus).

~~~~~  
**Zweite Scene.**

*(Die Burgwaldung. Rudolf Zwingli mit seinen Verbündeten tritt auf mit Speer und Dolch bewaffnet. Es ist dunkel.)*

**Rudolf Zwingli.**

*Wie günstig haben wir's getroffen, der Mond ist stark von Wolken umhüllt; ein Stern schaut hie und da durch die zerriss'nen Hüllen und strahlet freundlich auf das Werk der Brüder, die sich in ihrer Knechtschaft Freiheit suchen. Hier sind wir sicher, hinter diesen Bäumen, das Aug' der Bande kann uns nicht erblicken.*

**Jörg.**

*Gott möge uns zum frohen Sieg verhelfen.*

**Ulrich, der Jäger.**

*Bald wird das Band der Knechtschaft hier gelöst, vom Rauben wird man hier bald sicher sein; doch hör' ich recht?! —*



**Niklaus, der Bote.**

*Das Horn der Burg ertönte, Einlass wird  
man dort am Thor begehren.*

**Erster Landmann.**

*Das muss Müller-Fritz mit den Treuen  
sein.*

**Rudolf Zwingli.**

*Mir schlägt das Herz vor freudigem Er-  
warten! Vögtlein da droben in dem starken  
Neste, jetzt schlägt für dich die Uhr zum  
letzten Mal, verruchter Hund, dass dir die  
Sonne so lang scheinte! — Doch jetzt wird  
dich das Licht auf ewig verlassen, jetzt geht's  
in's Thal des Todes! O welch ein Gericht  
wird dich, Elender, treffen! — Büssen musst  
du nun für alle deine Thaten.*

**Ulrich, der Jäger.**

*Hört ihr's? — Ist's nicht die Diebes-  
bande? — Hört! von Ferne her vernimmt  
man's deutlich. —*

**Niklaus, der Bote.**

*Sie ist's! O hört! sie sind schon näher als  
wir glauben!*

**Rudolf Zwingli.**

*Nur vorwärts! Kommt, wir gehen in das  
Versteck. Ich trete vor, wenn sie hier ange-  
langt, und pfeife ich, so seid bereit und eilt  
herbei.*



**Ulrich, der Jäger.**

*Bleibet mutig, Brüder! Wir müssen siegen  
und sollten wir mit Blut die Freiheit uns  
erkaufen — bleibt alle treu!*

*(Sie gehen in ihre Verstecke; man hört das Gerassel von Säbeln  
und Tritte, die Raubritter von Wildenburg nahen heran mit  
Knechten, die mit dem Gestohlenen beladen sind. Der Anführer  
der Bande tritt auf; ihm folgen die Andern, in ihrer Mitte  
haben sie 2 Gefangene.)*

**Anführer.**

*Holla voran! damit wir baldigst, mit dem  
besten Wein die durstigen Kehlen stillen. Wir  
sind bald auf der Burg; es ist so dunkel, —  
mir ist's, als hörte ich ein Flüstern. —*

**Rudolf Zwingli** *(tritt hervor).*

*Halt! keinen Schritt mehr weiter, sonst seid  
ihr des Todes!*

*(Ein heftiges Gemurmel unter der Bande.)*

**Anführer.**

*Was will der Galgenstrick? Kommt, bindet  
ihn, dann führen wir ihn mit den andern zwei.*

*(Man stürzt auf Zwingli, ihn zu binden.)*

**Rudolf Zwingli.**

*Was wollt ihr? Räuber, Diebe, Kanibalen,  
rührt mich an! —*

**Alle.** *(schreien.)*

*— Stopft ihm das Maul, dem Esel!*

*(Zwingli pfeift, seine Verbündeten stürzen hervor.)*



**Anführer.**

*Was soll das geben?*

*(Sie reißen ihn zu Boden).*

**Ulrich, der Jäger.** *(ermordet ihn mit dem Dolche.)*

*Hier friss für das, das du so manchen hast gestohlen! —*

**Rudolf Zwingle.**

*— Ihr Schurken! Jetzt trifft es ein, das grausame Gericht.*

*(Alle werfen sich tapfer gegen einander).*

*(Ein Geschrei und Gepolter; — der Vorhang fällt.)*

~~~~~  
Dritte Scene.

(Im Rittersaal der Wildenburg. Der Vogt hat noch seinen Platz auf den Lehnstuhl und trinkt aus einem Krüge. Der Waffenknecht führt die Mönche in den Saal. Der andere Waffenknecht kommt auch herein. Müller-Fritz tritt hervor, die andern bleiben stehen.)

Ulrich von Wildenburg.

Es ist Gebrauch bei mir, dass man sich beugt zum Grusse, besonders, wenn man drunten, wie ein armer Bettler um Nachtquartier bittet, doch scheint's, das fromme Gesindel sei zu stolz. Nicht einmal grüssen, — was soll das bedeuten? — Und keinen Dank! — Von wannen seid ihr? Sprecht! — — — —

(Müller-Fritz nimmt eine stolze Haltung an.)

Wollt ihr mich gar zum Zorne reizen? he!

was soll mir diese Frechheit, Bub, bedeuten? Nicht Antwort will man mir, dem Vogte geben? —

Müller - Fritz zieht seine Kapuze herunter, ebenso seinen falschen Bart; die drei Andern treten herzu, und thun dergleichen. Der Vogt steht auf und tritt einen Schritt rückwärts; die Knechte umgeben ihn).

Müller-Fritz.

Ich bin kein Mönch — kennst du den Müller-Fritz? Kennst du die Freunde hier, die Wildenburger? Was sagst du, Hund, vor dir soll ich mich beugen — der „freie Müller-Fritz“ —, du sprichst ja nicht?

Ulrich von Wildenburg.

Was soll mir dieser Streich? — ich bin der Vogt! He! Knechte, bindet sie, werft sie in's Loch!

(Die Knechte stürzen sich auf Müller-Fritz.)

Müller-Fritz.

Rührt mich nicht an! (wirft einen zu Boden.)

Ulrich von Wildenburg.

— Ihr seid mir unterthänig! —

Werner.

Halt's Maul! —

Peter.

Lasst uns den Schurken niederstechen!

Müller-Fritz.

An's Werk, hervor mit euren Stricken!

(Müller-Fritz erfasst den Vogt am Kragen, drückt ihn zu Boden, Werner bindet ihn. Die Andern ergreifen die Knechte und binden sie.)

Ulrich von Wildenburg.

*Noch habt ihr nicht den Sieg errungen,
bald kommt die Schar, sie wird euch wie
Hunde, packen und hinunterwerfen, wo keine
Sonne euch jemals wieder bestrahlt, kein Mond
euch in die Tiefe leuchtet.*

Müller-Fritz.

*Deine Schar kann nicht mehr helfen.
Jetzt zapple, Vogt, die Stunde ist an dir.*

Heinrich.

*Verschmachte Hund; dich richtet bald der
Rechte!*

(Müller-Fritz nimmt einen Knecht, löst ihm die Stricke und lässt nur seine Hände fest umschlossen.)

Müller-Fritz.

*Komm, zeige mir den Kerker jener Armen,
der Rosa, die ihr uns auch habt geraubt. —
Jetzt wird sie mein!*

Ulrich von Wildenburg.

Geh' nicht; nur mir gehört das Mädchen —
(Müller-Fritz geht auf ihn zu und stösst ihn mit den Fuss.)

Müller-Fritz.

*Schweig! Soll ich die Zunge dir zer-
schneiden? Sprich! — (Er bindet ihm das Maul zu)
So jetzt, sprich fröhlich weiter! Mädchen-
schänder! —*

(Er nimmt den Knecht am Arm und geht mit ihm hinaus.
Man hört einen furchtbaren Lärm.)

Werner.

*Jetzt fällt das Nest; Gott hat zum Sieg
verholfen.*

Peter.

Frei sind wir, frei das Land! —

Heinrich.

Frei uns're Hütten!

*(Die Thüre links wird aufgeschlagen. Rudolf Zwingli kommt
mit seinen Treuen.)*

Rudolf Zwingli.

Es ist vorbei, — sie liegen kalt im Blute.

Werner.

*O Tag des Glückes! — Doch saget, wo
ist Ulrich, wo ist der Jäger und wo der
Bote?*

Rudolf Zwingli.

*Sie sind im Kampf für's Vaterland ge-
storben, ihr letztes Wort: „Gottlob, das Land
ist frei!“ drang noch aus ihrer Brust im
Kampf des Todes. — Sie ruhen aus! Das
ist: „Treu bis in den Tod!“*

Heinrich.

*Tot sind die Armen, können nimmer ernten,
den Ruhm für ihre That auf Erden! Doch
sie ruhen aus und werden einst empfangen,
was sie für Andere allhier erduldet! Gott
sei ihnen gnädig!*

Peter.

Und sie sind Alle tot, des Vogtes Helfer? —

Rudolf Zwingli.

Ja, alle; sie haben alle ihren Lohn!

(Die Thüre rechts geht auf. Rosa und Müller-Fritz kommen mit dem an den Händen gebundenen Knecht herein.)

Müller-Fritz.

Nun ist sie mein! —

Rudolf Zwingli.

— Und wir sind alle frei!

Rosa.

Habt Dank; ihr habt mich befreien geholfen! O, welche Fügung! Armer, alter Vater, wie wirst du jetzt froh und glücklich sein! —

(sich zu dem am Boden liegenden Vogt wendend) So liegst du wie ein Vieh, hier auf dem Boden, die Strafe hat dich endlich doch erreicht! Dich straft jetzt Gott, der Richter, wie du es verdient hast.

Rudolf Zwingli.

Was fangen wir mit diesem Schurken an?

Müller-Fritz.

Lasst uns nicht mit dem Blute dieses Elenden beflecken, der Unschuld raubte, mordete und nahm, was mancher arme Mensch im Schweiss verdiente.

Werner.

Wir werfen ihn in jenen Kerker mit sammt den Knechten, da wo Rosa Tag und Nacht leiden musste.

Heinrich.

— *Und lassen sie sammt ihrem Nest verbrennen.*

Müller-Fritz.

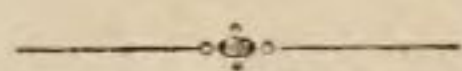
*Wohlan an's Werk! Bald prasselt froh
die Flamme durch's Dunkel dieser Nacht! —*

Rosa.

— *Das Freiheitsfeuer!*

(Sie nehmen die drei Gefangenen und eilen alle hinaus.)

(Der Vorhang fällt.)



Dritter Aufzug.



Letzte Scene.

Ruine der Wildenburg. Schwarzes Gebälk liegt rings herum. Rauch und schwache Flammen steigen aus dem Schutte. Landvolk, Weiber, Kinder und Männer lagern sich um die Ruine. Zuvorderst ist Jacob der Senne, rechts von ihm Müller-Fritz und links Rosa. Von ferne hört man das Geläute der Glocken.

Jacob, der Senne.

*So hat das Schicksal Alles gut geleitet, die
Fessel ist gebrochen. —*

Müller-Fritz.

— *Für alle Zeit! Wie in den Urkantonen
die Burgen jener wilden, bösen Vögte, ge-*

fallen sind, hat auch diese hier der Freiheit weichen müssen.

Jörg.

Gefallen ist die Burg, jedoch ist uns nicht die Strafe für die That erlassen!

Werner.

Man wird uns rühmen, nicht bestrafen, glaubt's; die Gegend ist jetzt für den Handel frei und frei kann jeder Landmann sich bewegen.

Heinrich.

Kein Vogt wird mehr dem freien Handel schaden; doch müssen wir treu zusammenhalten, wie wir es bis zum Sturz der Burg gewesen! Fest sei die Treue, gross die Bruderliebe, dann werden wir Grosses noch vollbringen.

Müller-Fritz.

So hebt zum zweiten Mal die Hand hinauf zum Himmel, die jetzt durch unsere That befreit, und schwört, einander immer beizustehen.

Alle *(heben die Hände auf.)*

Wir schwören es und werden treu es halten, zu jeder Zeit.

Jacob, der Senne.

Gott wird uns helfen, wie er es stets gethan. (Er segnet Rosa und Müller-Fritz) Und hier

*erflehe ich euch seinen Segen: Euch folge
Glück und Fried' auf allen Wegen!*

Alle.

*Hoch leb' der Müller - Fritz und seine
Braut!*

(Der Vorhang fällt.)



NIKOLAUS

oder

Verbannt nach Sibirien.



Trauerspiel in fünf Aufzügen.

2110112

Verfahren nach Schubert

Verfahren nach Schubert

Personen.

Akulina Iwanowna.

Nikolaus, ihr älterer Sohn, später Verbannter.

Andreas, sein Bruder.

Dorothea, Nachbarin, Geliebte von Nikolaus.

Iwan, Nachbar, später Verbannter.

Kanzleichef des Ministeriums d. Innern.

Graf Lanine, Adjutant d. Kaisers v. Russland.

Oberst Palkine, Adjutant d. Chefs d. Gensdarmarie.

Kanzleidiener.

Ein Polizeidiener.

Dreissig Verschwörte, darunter:

Coeur Ass, Präsident;

Carreau Ass, Sekretär;

Coeur Zehn, ein junger Oberst;

Poleno, Thürhüter, später Verbannter;

Pique Ass, Kassier d. Finanzministeriums;

Erster Polizist;

Zweiter Polizist;

Dritter Polizist;

Vierter Polizist;

Woloschenko

Kurtejef

Bobokof

Bello

} *Verbannte in Sibirien.*

Polizisten mit Anführer.

Ort der Handlung: St. Petersburg und Sibirien.

*Zwischen dem vierten und letzten Aufzug fällt ein
Zeitraum von circa sechs Jahren.*

Zeit: Unter der Regierung des Kaisers Nikolaus.



Erster Aufzug.

Ein Zimmer in einem entlegenen, armseligen Stadttheile von St. Petersburg. Ein grosser Ofen, ein Bett, einige Schemmel und eine Komode bilden das Meublement. Alles sieht alt und geschwärzt aus. Links eine Thüre. Auf der Komode liegen einige Bündel Zwirn, einige Packete Nadeln und einige Pappschachteln, welche zum Verkaufe bestimmt sind. Am Fenster sitzt Frau Akulina Iwanowna und strickt. Auf dem Ofen kauert ein acht Jahr alter Knabe. Akulina Iwanowna ist mit einem Kaftan (schlafrockähnliches Gewand) bekleidet und ein gelber Shawl (türkisches Tuch) umhüllt ihr Haupt. Andreas, der Knabe, ist mit einem Rock bekleidet, der bis zu den Knien langt und an den Füßen trägt er Lapti (Pantoffel aus Baumrinde).

Erster Auftritt.

Akulina Iwanowna. — Andreas.

Andreas.

Ach Mutter, hör, mir frieren meine Füsse, und meine Hände sind so kalt wie Eis. Komm', greife nur, der Ofen ist ganz kalt und's ganze Zimmer auch! Sieh' nur das Fenster, wie's Krusten trägt.

Akulina Iwanowna.

Du weisst es, Andreas, ich hab kein Holz und kann daher nicht heizen. Hauch' in die Händ' und laufe durch das Zimmer, dann wallt das Blut und so bekommst du warm.

Andreas.

Mutter sag'! warum kaufst du kein Holz? Es ist nicht theuer! Warum kaufst du kein's? Der Küster kaufte ja für einen Rubel den ganzen Karren voll.

Akulina Iwanowna.

Ich weiss es wohl, doch muss man eben einen Rubel haben! Am ersten Montagstag kommt Nikolaus, dein guter Bruder, der bringt uns dann Geld, dann sollst du warm und andere Kleider haben.

Andreas.

Ach, noch zwei Tage! O, ich habe Hunger! Ich hab' ja heute noch nichts bekommen. Gib mir zu essen, liebe Mutter, hör'!

Akulina Iwanowna.

Gedulde dich, mein Kind, wir essen bald.

Andreas

Was gibt's zu essen?

Akulina Iwanowna.

Ach, du weisst es wohl! wir haben noch ein wenig Brot und Gurken.

Andreas *(weint).*

Ach, immer Brot und Gurken! Ich hab' kalt!

Akulina Iwanowna *(geht zu ihm).*

Du weisst es wohl, es ist nicht meine Schuld! Es klopft an der Thür', man will zu uns, komm', trockne deine Thränen und sei lieb!

(Sie trocknet ihm die Thränen und öffnet dann die Thüre).

Zweiter Auftritt.

Akulina Iwanowna. — Andreas. — Dorothea.

(Dorothea tritt ein.)

Akulina Iwanowna.

Ach, guten Tag! Tritt ein mein Kind, nicht wahr, wir haben kalt? Jedoch, man muss sich in der Welt gedulden, es ist das Schlimmste nicht; das Schlimmste ist, ein Volk zu sein, das keine Freiheit hat!

Andreas.

*Dorothea, ihr bringt mir wohl zu essen?
O, ihr seid gut! Ach, ihr vergesst mich nie!*

Dorothea *(nimmt eine Hand voll Esswerk aus der Tasche).*

*Da, nimm mein Junge; wär' ich reich, so
sollte dir's an nichts Guten fehlen! (Andreas isst
begierig) Wie geht es, Akulina Iwanowna?
Ihr habt geweint. Ach hab't nur Mut,
Geduld!*

Akulina Iwanowna *(umschlingt Dorothea und küsst sie).*

*Das Leben einer armen Frau ist schwer;
jedoch ich will nicht klagen, doch es drückt
mich eine Ahnung —, mög' es uns verschonen.*

Dorothea.

Ach, gute Frau, ist's wegen Nikolaus?

Akulina Iwanowna.

Ja, wegen ihm, doch halt, ich höre Schritte!

(Die Thüre öffnet sich.)

Dritter Auftritt.

Die Vorigen. — Iwan.

(Iwan tritt herein.)

Iwan.

*Ich komme, Akulina Iwanowna, um mir ein
wenig Nähfaden zu holen. Seht meinen Rock,*

ich muss ihn heut' flicken, ich will damit am Abend mich beschäftigen. Gebt mir für fünf Kopecken, seid so gut.

Akulina Iwanowna *(indem sie zur Komode geht und nimmt).*

Hier Nachbar, nehmt! (Er giebt ihr fünf Kopecken.) Recht vielen Dank, Iwan!

Iwan.

Und wie geht's sonst? Wie geht es eurem Sohne?

Akulina Iwanowna.

Es geht so sachte hin, Iwan, recht sachte! Der Nikolaus hat jetzt nicht Zeit zu kommen, doch fehlt er nie, am ersten Montagstag die Hälfte seines Lohnes mir zu bringen; sonst sehen wir ihn selten, denn er hat nur fünfzig Rubel Monatslohn und davon nehmen wir ihm die Hälfte weg. So muss er nebenbei noch verdienen und macht sich also keine freie Zeit, denn Kost, Logis und Kleider kosten Geld und sauber muss er stets und gut gekleidet im Ministerium des Innern erscheinen!

Iwan.

Ein braver Mann der Nikolaus, nicht wahr? Ich liebe ihn und ihr gewiss auch recht sehr.

Akulina Iwanowna.

O, der ist unsere Vorsehung, Iwan. Denkt doch, was wär' aus uns geworden, wenn wir ihn nicht hätten! Ach, der gute Sohn, er legt sich selber, um uns zu erhalten, Entbehrungen in allen Theilen auf. Doch baldigst soll sich seine Lage bessern, zum Jahresschluss will man ihn befördern und damit wird auch sein Gehalt steigen.

Vierter Auftritt.

Die Vorigen. — Nikolaus.

Nikolaus, wie ein Wahnsinniger hereinstürzend. In der rechten Hand hält er eine Flasche, in der linken eine Briefftasche, welche er auf den Boden wirft. Die Umstehenden treten zurück.

Nikolaus *(sich zu dem kleinen Andreas wendend).*

Ach, wie du frierst! Du hast wohl Hunger, weinst! Ja, weine, weine auch für mich, für uns!

(Er giebt ihm einen Kuss und setzt ihn ungestüm auf den Boden, so, dass Andreas sich eilig vor Schrecken hinter den Ofen verbirgt.)

Akulina Iwanowna.

Ach, guter Gott! Was fehlt dir, Nikolaus?

Nikolaus (*sich zu der Mutter wendend*). .

Ha, was mir fehlt? das hast du nicht geahnt. Du, liebe Mutter, hofftest stets durch mich deine alten Tage in Ruh' verleben zu können. Ach, es ist dahin! Wir werden auf der Strasse betteln, sterben! Hier kaufte ich von meinem letzten Gelde die Flasche Brantwein. Gläser her und Brot! Ich habe Hunger, hab' heut' noch nichts gegessen! (Er setzt sich zum Tisch, die Flasche neben sich.) Ich lad' euch alle ein zum Leichenmahle, kommt, Iwan kommt! Dorothea komm' auch, mit uns'rer Liebschaft ist es nun vorbei, ich muss die Liebschaft mit den Tode anknüpfen.

Akulina Iwanowna.

O, lieber Nikolaus, komm' doch zu dir, bist du betrunken, was ist vorgefallen? Ach Gott, muss ich solch' Schicksal noch erleben!

Nikolaus.

Gib Gläser her und Brot, mich hungert sehr. (Akulina Iwanowna geht nach der Komode, öffnet eine Schublade und nimmt 2 Gläser, ein Stück Brot und einige Gurken aus derselben, legt letztere auf einen Teller und stellt alles auf den Tisch, indem sie sich die Thränen abwischt.) Ah, das ist Alles, was die Küche enthält? Nun, morgen werden wir gar nichts mehr haben! (Er schenkt das Glas der Mutter ein.) Da nimm, geliebte Mutter, trink' mit mir!

(Reicht ihr das Glas.) *Trink aus auf deinen Tod,
ich trink' auf meinen!*

Akulina Iwanowna.

*Ich trinke nicht! Sprich, was ist vor-
gefallen?*

Nikolaus.

*Mein höchster Chef war gestern übler
Laune, er ging statt sechs um sieben Uhr erst
weg. Ich ging zum Essen, konnte nicht ver-
muten, er werd' nach einer Stunde schon
wieder zurück sein und als ich wiederkam,
da sagte man, dass „Seine Excellenz“ zurück-
gekehrt und da das Feuer nicht angezündet
war, ging „Seine Excellenz“ im Zorne fort.
Hab' ich den Dienst, so bleibt mir eine Stunde
zum Essen frei. Das Restaurant ist weit vom
Ministerium entfernt und habe den ganzen
Weg zu Fuss zu machen; essen muss jeder
Mensch, so auch ich. Nie hab' ich mich ver-
spätet, nur gestern kam es so, dass ich um
eine halbe Stunde später ass. Das war nicht
meine Schuld. Ich gab mir Fleiss, in allen
Theilen pünktlich stets zu sein! Sechs Jahre
schon steh' ich in diesem Dienst, nie hatte ich
einen Fehler gemacht, nur gestern Abend,
's war nicht meine Schuld. Der ob're Chef
ging sieben Uhr erst aus, d'rum konnte ich
auch früher nicht zum Essen. Da, diesen
Morgen kommt mein Bureauchef und sagt, ich*

sei entlassen, könne geh'n. Ich flehte, bat umsonst, ganz umsonst, gar keine Gnade; so ist der Dienst des Czaren, Elend nur, und ist der Chef gerade übler Laune, dann heisst's: Hinaus mit diesem Diener da! (Er nimmt das Glas wieder zur Hand.) Komm, trinke Mutter! (Sie schüttelt verneinend den Kopf.) Willst du nicht? (Sich zu dem Kleinen wendend.) Dann trinkt der kleine Andreas mit mir. Komm her, o zitt're doch nicht so, komm nur hervor! Branntwein ist gut, er hilft das Leid vergessen und haben wir genug getrunken, dann glauben wir uns als Kanzleichef, vor uns das Bild des Czaren, auf weichem Sessel im Bureau sitzend. Komm! (Andreas versteckt sich noch mehr.) Will Niemand trinken? Sie auch nicht Nachbar? Und du nicht, Dorothea? — Wohlan, dann trinke ich allein, trink' alles aus um dann — nun, dann zu sterben, ja zu sterben und Mutter mit dem Andreas geht betteln! (Er leert das Glas auf einen Zug, wischt den Mund mit dem Aermel ab, schenkt wieder ein und trinkt wieder aus; die Frauen weinen.)

Iwan (näher tretend.)

Halt lieber Nikolaus, noch ist nichts verloren! Verzweifelt nicht, vielleicht kann ich euch helfen! Hier, nehmt das Geld, ich brauch' jetzt kein's. Leb't wohl!

(Er legt das Geld auf den Tisch. Entfernt sich.)

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen — ohne Iwan.

Nikolaus.

Ach nein, er kann nicht helfen, ist auch arm. Fünf Rubel hat er uns geschenkt; wie schön! Jedoch wohin wird dieses führen, he? — — Dass wir noch einen Tag jetzt länger leben!

Dorothea.

Ich hab' auch 'was erspart, ich will es geben. —

Nikolaus.

Hab' Dank, Dorothea, hab' Dank! Doch nein! — Der Branntwein thut mir wohl, ich glaube auch ich sei gerettet! Ha, wie wallt mein Blut! (Er erhebt sich.) Ha, gestern hat man mich geschlagen und, das war alltäglich so der Brauch, geschimpft. Gab man dem Nikolaus Befehl, da war das schönste Wort: Geh Schurke, spute dich! — und das allein, weil ich nur fünfzig Rubel verdient', und meinen Bruder und die Mutter ernähren musste. Man hat wie einen Hund den Nikolaus behandelt. Ja, ihr Herren! Jetzt, da ich meine Stelle nicht mehr habe, erhebe ich mein Haupt, nehmt euch in Acht, ihr Herren, vor

dem kleinen Tintenzurm! Ich will noch ein's auf meine Freiheit trinken. (Er schenkt ein und trinkt aus.) *Nun will ich gehen! Wohin, werd ich euch sagen, wenn ich zurückgekehrt; jetzt lebet wohl! (Er küsst seine Mutter und giebt Dorothea die Hand).*

Akulina Iwanowna.

Nimm etwas Geld mit, kehre bald wieder zurück und überlege erst bevor du handelst! (Weint.)

Nikolaus.

Da, wo ich jetzt hingehen will, brauch' ich kein Geld, dort wird man mir noch geben. Ade!

Dorothea. *(Weinend).*

Wo willst du hin, mein lieber Nikolaus? —

Nikolaus.

Wenn ihr mich morgen hier nicht seh't, dann bittet Gott, er möge Gnade meiner Seel' verleih'n! (Ab.)



Zweiter Aufzug.

Saal einer revolutionären Geheimgesellschaft. Um eine grosse Tafel, die mit einem grünen Tuch bedeckt ist, sitzen dreissig Personen, theils in bürgerlicher Tracht, theils in Uniformen der verschiedenen Regimenter der kaiserlichen Garde. Man sieht da jüngere und ältere Köpfe. Vor jeder Person ist eine Spielkarte, welche dem Mitglied den Namen gibt. Mitten auf dem Tisch liegt ein Packet Spielkarten. Der Saal hat ganz das Aussehen eines Spielsaales. Zu oberst am Tisch sitzt der Präsident Coeur-Ass; neben ihm der Sekretär Carreau-Ass. Einige Stühle sind unbesetzt. Der Präsident und Sekretär sind in Civil.

Erster Auftritt.

Coeur-Ass. *(Präsident. Läutet dreimal mit einer kleinen Glocke, die er neben sich hält.)*

Wir können jetzt die Sitzung wohl beginnen; es schlug halb acht Uhr. Herr Sekretär, bevor wir neue Massregeln beschliessen werden, seid ihr so freundlich und seh't nach ob sich nicht ein Brief im Kasten befindet. Ist einer hier, dann les't ihn vor! Es sind nicht alle Mitglieder anwesend, vielleicht wird sich der eine oder andere entschuldigen, dass er der Sitzung nicht beiwohnen kann!

Carreau-Ass. (*Sekretär*).

Hab' geschaut! Kein Brief ist da, doch hab' ich Mitteilung heut' Abend durch unser'n Freund Poleno, der unser Haus so gut bewacht, erhalten! Die Pique-Zehn ist krank, der Trèfle-König, der Bube und die Coeur-Acht haben Dienst! Die Carreau-Zehn ist heute früh gestorben, Gott möge seiner Seele gnädig sein!

Präsident.

Herr Sekretär, was wurde das letzte Mal in eurer Sitzung, die ich nicht besuchte, beschlossen?

Sekretär.

Das Trèfle-Ass, der Bub und Carreau-Neun, sie sprachen zur Befriedigung vor allen, man nahm den Vorschlag an. Das Resultat werde ich ihnen schriftlich überbringen. Heut' wird Coeur-Zehn Bericht erstatten über's Werk, das er mit seinen mut'gen Schritten lenkt.

Präsident.

Coeur-Zehn, ihr habt das Wort, Sprecht euch jetzt aus!

Coeur-Zehn. (*Ein junger Oberst, erhebt sich*).

Gut, meine Herren! Höret meine Worte! Mein Regiment hat mir Gehör geschenkt!

Aus all' der rohen Menschen stumpfen Sinn hat sich ein Regiment gebildet, das die Ehre des Soldaten jetzt begreift, die heiligen Menschenrechte jetzt erkennt und wie wir alle, gegen Sklaverei und körperliche Züchtigung sich stemmt! Es wird mir überall folgen; sobald der rechte Augenblick gekommen, dann bin ich und auch mein Regiment bereit.

(Die Thüre geht auf, alle sehen nach derselben.)

Zweiter Auftritt.

Die Vorigen. — Poleno.

Poleno tritt herein mit einem Schlüsselbund.

Poleno,

Ein junger Mann, heisst Nikolaus Popoff, steht draussen und wünscht Aufnahme in unser'n Bund; er fleht um Einlass, macht ein treues Gesicht. Was soll ich thun? Soll ich Einlass gewähren?

Iwan. *(steht auf).*

Er ist mein Nachbar, gar ein guter Bursche! Ich war bei ihm; der Arme dauert mich! Bis heut' war er Ernährer seiner Mutter und seines Bruders, — jetzt sind sie in Not. Er war

im Ministerium des Innern als tadelloser Diener seit sechs Jahren; auf eine üble Laune des Oberchefs wurd' er heute hinaus gejagt. Ich gab das letzte Geld, das ich noch hatte, ihnen, doch hilft das wenig ihrer grossen Not. (Sitzt nieder).

Präsident.

Man lasse ihn herein! —

Alle.

— Ja, lasst ihn ein!

(Poleno geht ab.)

Dritter Auftritt.

Die Vorigen allein.

Präsident.

Da seh't ihr's, Freunde, so geht's in dem Dienst des Zaren. Die Obern handeln rücksichtslos mit uns; wir müssen blind gehorchen, doch noch nicht genug; man legt uns Lasten auf, als wär ein Lasttier jeder für die Herren. Wir sind auch Menschen, Menschen wie der Zar, und haben menschliche Gefühle auch! Ja, mehr Gefühl als er und als sie alle, d'rum suchen wir uns Freiheit, freien

Boden! — Coeur-Zehn, seid ihr mit dem Bericht zu End? —

Coeur-Zehn *(steht wieder auf.)*

Wie schon gesagt, im rechten Augenblick bin ich bereit! Und Trefle-Zwei mit Vielen, die er in uns're Lehren eingeweiht, vermag durch die Vermittlung uns'rer jungen Militärs in allen Regimentern der Garde eine Scheidung — jetzt ist's Zeit — hervorzurufen, und die Carreau-Neun, Kassier des Finanzministeriums; wird nur in unser'm Interesse handeln!

Pique-Ass *(der Kassier, alter Mann.)*

Zum Wohl, zur Freiheit uns'res Vaterlandes, bin ich sogar zum Diebstahl jetzt bereit, acht Millionen Rubel hab' ich in der Kasse; und dieses Geld werd' ich am Tag, da unser Werk vollendet werden soll, euch, liebe Brüder, sofort übergeben! Ich weiss, mich trifft dadurch, gerecht, das Los der grössten Strafe; — vielleicht aber nicht! — Je nun, komm' Alles wie es will, ich thu's für's Wohl des Landes! Ich schau' nicht auf mich, wenn meine Handlung andern Wohl erschafft, dann ist's mir gleich, wenn es mich ruiniert.

(Die Thüre öffnet sich.)

Vierter Auftritt.

Die Vorigen. — Nikolaus tritt herein. —

Poleno schliesst hinter ihm die Thüre zu.

Nikolaus.

Ich bin zwar arm, doch nehmt mich gleichwohl auf, treu werde ich dem Freiheitsbund verbleiben. Bis gestern war ich nicht gesinnt für's Werk, das ihr und andere betreibt; doch heut', heut' steht es anders mit dem Nikolaus, heut' bin ich frei und will den Kopf erheben! —

Alle *(halblaut).*

Bravo! bravo! —

Präsident.

— Wie kamst du zu dem Haus? Wer hat dir uns're Sitzung angezeigt? —

Nikolaus.

Iwan Kolok, mein Nachbar, war bei uns, als ich in der Verzweiflung Branntwein trank. Fünf Rubel gab er uns, der gute Mann, er sagte uns, es sei noch nichts verloren und rannte aus dem Zimmer. — Halb betäubt ging ich auch bald. Diebstahl war jetzt mein Ziel. Mich hätte früher eine solche That erschreckt, geeckelt; aber ach, die Not der

Meinen that mir weh. Ich lief und lief; da sah ich Iwan plötzlich vor mir gehen. Wo will der hin? So dachte ich und schritt dem Iwan nach bis hier, zu diesem Haus, versteckte mich dann hinter einem Pfeiler und hörte das Gespräch, das Iwan leis' mit einem andern führte. Bald war ich sicher, dass hier ein Verein zur Förderung der Freiheit existiere und trat hinauf mit Mut bis in den Gang. Wie ich hinein zu euch gekommen bin, wisst ihr so gut wie ich! Ich werd' wohl euer?

Präsident.

Bravo! Willst du uns schwören, fest und treu für uns're Sache aufrichtig zu kämpfen?

Nikolaus *(hebt die Hand auf).*

Ich schwöre es! —

Präsident *(zeigt ihm den Platz).*

— So sitze hier an Platz der Carreau-Zehn, die heute früh gestorben!

Alle *(halblaut).*

Willkommen, Freund, in unser'm Freiheitsbund!

Coeur-Zehn.

So sind wir endlich ja dahin gelangt, vollständige Organisation zu haben; denn die

Armee bedeutet ja Gewalt, und dann das Geld: Intelligenz. Uns steh'n Verzweigungen in allen Schichten der Gesellschaft zu Gebote. Noch länger warten, meine Herren, heisst, nach meiner Ansicht uns're gute Sache kompromitieren und die Existenz durch dumme Weise auf das Spiel setzen! Vermöge uns'rer Hingebung und Rührigkeit ist das Unglaubliche erreicht. Ein Plan von riesenhafter Grösse der Verschwörung ist vor der Thür der Tyrannei gereift! Wir Freunde, die wir von dem Zaren des Drucks auf Millionen Menschen wegen woll'n Rechenschaft fordern, wir können nicht länger die Zeit verlieren. Freunde, die Zeit ist Geld! Im Namen der Armee, gebt das Signal! Im Namen der Armee, vorwärts, hurrah! Für russische Freiheiten! Vorwärts! An's Werk!

(Alle nicken ihm zu.)

Präsident.

Aus allen Kräften unterstütz' ich das, die Zeit ist da, es muss gehandelt sein! Ich schlage vor, am nächsten Samstag Abend zum letzten Mal auf feierliche Weise, um zehn Uhr eine Sitzung noch zu halten, um ganz den Plan zur Arbeit festzustellen, die Rollen zu vertheilen und wenn wir uns in letzter brüderlicher Liebe umarmt, geeinigt haben, dann zerstreuen wir uns, um am Sonntag Abend uns're Rollen auszuüben, zum Siege oder Tod!

*Ja, nächsten Sonntag Abend hör'n wir auf,
Verschwörer, blosses Menschentum zu sein!
Wir werden uns erheben zu Engeln der Frei-
heit, und uns're Schwerter werden die Hüllen
der Obskuranten treffen, so, dass sie wie
Wolken in die Weite fahren, oder wir werden
mutig als Märtyrer im Kampf für's Vater-
land den Tod erleiden!*

Nikolaus.

Gott steh' uns bei!

Alle.

— Sieg oder Tod! Zum Kampfe!

Präsident.

*Lass't uns geräuschlos auseinander geh'n.
Den Nikolaus Popoff vergesset nicht, gebt
ihm einhundert Rubel aus der Kasse! Also,
am Samstag Abend alle hier!*

(Er läutet, man erhebt sich und geht still auseinander.)

Dritter Aufzug.

Kanzlei des Ministers des Innern, reich ausgestattet. Schwere Vorhänge verbergen die Thüren und Fenster. Ein Teppich bedeckt den Fussboden. In der Mitte des Zimmers ist ein grosser Schreibtisch mit Papieren bedeckt. Das Kabinet ist im Halbdunkel. Eine Lampe mit grünem Schirm steht auf dem Tisch. Im Kamin lodert das Feuer.

Erster Auftritt.

Chef (allein).

Er sitzt am Schreibtisch und durchblättert ein Aktenstück.

Es kann mich wirklich nicht zum Staunen bringen, dass wir so viele politische Verbrechen bezeichnen müssen; mein Gott, man hält das Volk nicht mehr für Menschen, sondern mehr für Vieh! Es hat kein Recht, kein' Anteil an der Leitung der Angelegenheiten seines Landes. Ein hartes Los hat jeder Unterthan in unser'm Land; wo führt das noch hinaus? Der Bürger wird, vom Zeitpunkt an, wo er das Licht der Welt erblickt, bis zu dem Tage, wo man sein

müdes, graues Greisenhaupt zur kühlen Muttererde bettet, stets geführt, im Zaum gehalten, dirigiert, ja unterdrückt und muss gewöhnlich thun, was and're, höh're Männer für gut finden. Was will man thun? Die Polizei ist ja im Land herum verbreitet wie der Thee! Wohin man läuft, da steckt ein Polizist und riecht die Ecken aus mit seiner Nase. Gerade wie in einer Mäusefalle hält man das Volk und zeigt den schönen Speck, packt es darnach, dann klappt die Thüre zu und: „Mäuslein, du gehst einen schweren Gang!“ So oft ja eine Maus in ihrer Falle zum Specke greifen will, so oft bleibt sie halt hangen. So geht es täglich zu, und zwar spazieren gross' und kleine Mäuse hin, um selten wieder Freiheit zu erlangen!

(Er steht auf und läuft im Zimmer umher.)

Hier lernt der schweigen, der nicht schweigen kann! Ja, armes Russenvolk, du bist geplagt, da weiss man nichts von Freiheit, Recht und Gut. Will einer eine gute Schul' errichten, sei es im letzten Winkel Petersburg's, oder in einem Dörfchen Kamtschatkas, muss er bei'm Unterrichtsministerium die Erlaubniss einholen dazu; und wenn zum Besten eines Waisenhauses man ein Konzertchen geben will, ach Gott, da muss vor allen Dingen man Bewilligung des nächsten Stellvertreters des Ministers haben, und der Ertrag geht dann zuerst, denn anders geht es nicht, zur Polizei, die gibt denselben dann dem Waisen-

haus oder auch nicht, das geht so nach Belieben! Genug, Genug! Es geht in unser'm Reich, wie es in keinem ander'n Lande geht!
(*Er setzt sich wieder.*)

Zweiter Auftritt.

Kanzleichef. — Palkine.

Der Adjutant des Chefs der Gensdarmarie (Palkine) tritt stolz herein. Hinter ihm zeigt sich der Kanzleidiener, der aber wieder verschwindet

Palkine (*setzt sich auf einen Stuhl*).

Ich komme, ihnen mitzuteilen, dass Graf Prozoroff und Fürst Marine wegen Hochverrat's verhaftet sind. Teilt Seiner Excellenz, dem Herrn Minister, dieses mit!

Kanzleichef.

— Wie! Auch dieses noch? Es geht zu bunt bei uns!

Palkine.

Was meinen sie, mein Herr? 's thut eben Not, dass über jeden kostbaren Tag des Zaren, der hohen Majestät, die Polizei mit hellen Augen für denselben wacht, da man im Ministerium des Innern mit andern Dingen sich beschäftigt und sich um die Sicherheit der

Majestät so viel als nichts bekümmert! Das ist die fünfte der Verschwörungen, die wir entdeckt haben, ohne dass ihr eine Spur davon ergründet habt!

Kanzleichef *(zornig)*.

— *Sie wollen sagen: „Die ihr erfunden habt!“*

Palkine.

— *Herr Kanzleichef!*

Kanzleichef

Herr Palkine!

Palkine.

— *Nicht wahr, sie sind gereizt, dass wir geschickter sind im Werk' als sie?*

Kanzleichef.

Geschickt! Das nennt man nicht geschickt! nein, „intrigant!“

Palkine.

Ach, nennen sie es wie sie wollen, ich bin nicht gekommen, hier mit ihnen zu streiten, ich habe mich mit meiner Mitteilung hier ausgesprochen, sagt es dem Minister. Auf die Beurteilung von ihnen leg' ich kein Gewicht! Vernehmen sie also, was mir mein Chef befiehlt,

das ich dem Grafen Perofsky soll überbringen: „Man hatte gestern bei Marine, dem Fürsten, eine Hausdurchsuchung, die von grosser Wichtigkeit war, ausgeführt, bei der man, denken sie, Papiere fand, die auf die beiden Herren schlechtes Licht geworfen hat, — man nahm sie in der Nacht gefangen. Nun muss es in der Provinz wohl noch Verzweigungen dieser Verschwörung geben. Der Chef der Gensdarm'rie ersucht den Herrn Minister, sich mit dieser Sache in aller Sorgfalt zu beschäftigen. Die Aktenstücke werden diesen Abend übersendet werden! (Erhebt sich.)

Kanzleichef.

— Welche Verzweigungen soll die Verschwörung haben, die, wie sie wissen, nie hat existiert? Es ist wohl wieder dieses euer Thun, um Dutzende von jungen Leuten, die unschuldig sind, fort nach Sibirien, dem Grab des Volkes zu verbannen, he? —

Palkine.

Sie werden sehr entrüstet, lieber Herr, nicht war, sie wünschten auch wie ich, solch' Edelsteine von Verschwörungshäuptern zu finden? Jedoch, wir haben halt Agenten, die die Winkel finden! He, da drückt der Schuh! Dafür, was einem anständigen Mann würd'

Strafe zuziehen, dafür werd' ich, wir überhaupt, belohnt. Nicht wahr, wie schön?

Dritter Auftritt.

Die Vorigen. — Kanzleidiener. — Lanine.

Kanzleidiener (*tritt herein.*)

*Auf Befehl des Kaisers, meine Herrn:
Graf Lanine, Herr Adjutant seiner Majestät!*

*(Er hebt den Vorhang auf die Seite, verneigt sich und während
Graf Lanine eingetreten, entfernt er sich.)*

Beide.

Es wird uns freuen.

Graf Lanine.

(Die beiden Vorigen verneigen sich.)

*So, so! Ihr seid ja Beide hier! 's ist recht,
ich habe mit euch Beiden just zu sprechen.
Es freut mich ungemein, euch hier zu treffen!*

(Beide verneigen sich wieder.)

*Mit ihnen, Herr Palkine, ist der Kaiser auf
ihre grossen Dienste so zufrieden, dass er
ihnen das Kreuz des heil'gen Wladimir am
Hals' verleih't!*

Palkine.

— *O Excellenz!* —

Graf Lanine.

— *Was sie betrifft, Herr Chef, so muss ich ihnen sagen, dass für sie die Sache sich nicht so verhält; den während der Staat sich in Gefahr befindet und Verschwörungen an jedem Ort entsteh'n, sitzt ihr da unbekümmert auf dem Sessel.*

Chef der Kanzlei.

Ihr wisst ja, Excellenz —

Graf Lanine.

— *Ich weiss dass sie zu wenig wachsam sind! Der Oberst hier, ein Muster seines Dienstes, thut sie ja beschämen. Solch' eine Stell' als Chef muss man auch wissen zu erfüllen, d'rum spricht seine Majestät auf sie, mein Herr, mit Unzufriedenheit und hat es vor, mit seiner Excellenz, dem Herrn Minister des Innern bald zu sprechen.*

(Entfernt sich.)

Vierter Auftritt.

Kanzleichef und Palkine.

Palkine *(klopft dem Chef auf die Schultern.)*

*Ha, ha, was sagen sie dazu mein Werter?
Ja nun, ich hege keinen Groll und lad' sie
freundlich ein zur Feier, zum Diniren!*

Kanzleichef.

Schert euch zum Teufel!

Palkine *(lachend).*

*— Nicht so, mein Freund, ich will mir
jetzt mein schönes Kreuz betrachten, hui!*

(Geht ab, indem er ein Stücklein pfeift.)

Fünfter Auftritt.

Kanzleichef *(allein, läuft herum).*

*So steht es eben in dem Dienst des Zaren,
wer recht Verschwörungen entdeckt, erfindet,
erhält die Gunst des Kaisers; doch ich will
viel lieber betteln, sterben, als dies thun! Da
seh' man nur das schlechte Subjekt, den
Schuft, wie er sich aller schlechten Ränk'*

bedient, um mit dem Kreuz des heil'gen Wladimir zu prangen! Was er für Mittel braucht dazu — darüber schweiget die Geschichte; doch, um gross zu prahlen: „Seh't, schon wieder einer für in's Sibirienland, durch meinen Fleiss!“ — Da wird mit Rühmen man und Preis' nicht fertig! Wer recht durchtrieben, schlecht bis auf den Grund, der wird mit Ehrentiteln überhäuft, doch der, der Alles prüfen will, bevor zur Handlung schreiten, wird als Nichts erklärt! Da sagt man: „O' der Kanzleichef hat's schön!“ Ja, ja, man sollte immer schauen können!

Sechster Auftritt.

Kanzleichef. — Ein Polizeidiener.

Polizeidiener.

Ich habe seiner Excellenz ein Schreiben (gibt ihm dasselbe) von grösster Wichtigkeit, das mir Herr Orloff, Chef der Gensdarm'rie, zur Uebersendung gab, zu überbringen.

(Verbeugt sich, ab.)

Siebenter Auftritt.

Kanzleichef (*allein*).

Was mag es wieder sein? Ich kann mir's denken! (Oeffnet den Brief.) „Verschwörung“ seh' ich hier schon unterstrichen! (liest) „In Eile theile ihnen mit, dass durch Palkine, meinem Adjutanten, soeben eine Verschwörung, die er durch einen Mann, der in die Mitte der Verschwörung sich aufnehmen liess, schon lang verfolgte, und welche Sonntag Abend sich entwickeln sollte, entdeckt ist. Die Wohnungen der Verschwörer sind angezeigt. Um Blutvergiessen zu ersparen und das Volk in keine Aufregung zu bringen, lässt man noch heute Nacht die Häuser der Verschwornen mit Polizei besetzen, geräuschlos die Verbrecher dann entfernen und hinter Schloss und Riegel bringen.“ — — — — —

(Er zerreisst den Brief und wirft die Stücke auf den Boden, geht hastig auf und ab.)

Da haben wir's, Palkine ist der Hund, der seine schmutz'ge Nase hat im Spiel. Er ist nicht treu und liebt nicht seinen Kaiser, die Ehre ist's, die er durch seine Thaten mit Kreuzlein zieren will! Pfui, solch' ein Mensch! Kein Herz hat er für all' die armen Seelen die nach Sibirien man stets spediert! Er nimmt Spione und kauft sie

mit Geld, damit sie seinem schnöden Rate folgen! Er ist so schlecht und sie sind alle so, dass er am reifsten für in's Bergwerk wäre (er läutet.)

Achter Auftritt.

Kanzleichef. — Kanzleidiener.

Chef.

Ich will mich jetzt entfernen, 's ist bald neun; kommt vielleicht Nachricht an, so sende man dieselbe hin nach meinem Hause; ich geh'!
(Entfernt sich.)

Der Kanzleidiener hebt die Papiere vom Boden und macht den Schreibtisch zurecht. Der Vorhang fällt.

Vierter Aufzug.

Scene wie im ersten Aufzug.

Auf dem Tisch steht eine Lampe, die ein schwaches Licht von sich wirft, das Zimmer ist im Halbdunkel.

Erster Auftritt.

Akulina Iwanowna. — Andreas.

Akulina sitzt beim Tisch und flickt etwas. Andreas schläft auf dem Ofen.

Akulina Iwanowna.

Mein Gott! Mein armer Nikolaus! Wird er wohl wieder heim in's Haus des Elend's kommen? Ach, welch ein Los hat eine Mutter oft! Zwar, Nikolaus hat meiner nie vergessen, in grösster Not war er als Helfer da! Doch dieser Schlag! Hat er ihn wohl verdient? Nein, nein! Ich kenne meinen Sohn zu gut! Und ich, hab' ich als Mutter dies verschuldet? Ach Gott, das Herz bricht mir! Ich armes

Weib! (Sie weint.) O Gott, kannst du all' dieses Elend sehen? Die Not des armen Russenvolkes schreit zu dir hinauf! Willst du nicht helfen, Vater? — Während so mancher Mensch in Petersburg und in dem weiten Reich des Zaren hungert, durch Elend hin dem Tod entgegen geht, da sitzt der Zar und all' die hohen Herren an reicher Tafel in dem schönen Haus, sich nicht bekümmern um das Leid des Volkes!

(Die Thür geht auf.)

Zweiter Auftritt.

Die Vorigen. — Dorothea.

Dorothea kommt freudig herein. Sie küssen einander.

Dorothea.

O Mutter, denkt, er kommt, der gute Sohn! Ich sass den ganzen Abend an dem Fenster, die Kälte spürt' ich sehr, jedoch ich hatte gar keine Ruh' bis ich ihn, den Liebsten, wieder sah, zurück zu euch und an mein armes Herze kehren!

Akulina Iwanowna.

O, kann ich dieses fassen?! Mein Sohn kommt heim! Er liebt die Mutter, liebt den

kleinen Bruder, er liebet dich, Dorothea! Du ihn! O, leite Gott doch Alles nur zum Guten!

Dritter Auftritt.

Die Vorigen. — Nikolaus.

Nikolaus fällt beiden um den Hals und küsst sie.

Nikolaus.

*Wir sind gerettet! 's Elend ist vorbei!
Wir werden glücklich, glücklich alle sein!
Hier, Mutter, nimm! Es sind einhundert
Rubel, (giebt ihr ein Päcklein) ich habe sie be-
kommen, danket Gott!*

Akulina Iwanowna.

Einhundert Rubel? Ach, mein Gott, woher?

Dorothea.

Einhundert Rubel! Ja, Gott hatt geholfen!

Nikolaus.

Und eine Stelle habe ich als Schreiber.

Akulina Iwanowna.

Als Schreiber!

Dorothea.

— *O, welch ein Glück!*

Nikolaus.

— *Doch nicht genug, bald werden wir als freies Volk erscheinen! Der Freiheitsengel zieht in's Land, das Schwert desselben wird die Macht zernichten, und glücklich wird das ganze Russland werden! Und ich, ich bin im Bunde mit dem Engel!*

Akulina Iwanowna.

Was, was? Was sprichst du da für Sachen? Ist's dein Ernst?

Nikolaus.

So ernst als möglich; glaub' es, liebe Mutter, doch schweige still! (sich zu Dorothea wendend) Und auch du! liebes Herz! Ihr werdet es mit euren Augen sehen, ihr werdet es mit euren Ohren hören! Frei wird das Land! Die Sklaverei zerdrückt!

(Die Thüre wird fest aufgeschlagen.)

Vierter Auftritt.

Die Vorigen. — Vier Polizisten.

Akulina Iwanowna.

Mein Gott!

Erster Polizist.

— Im Namen des Gesetzes; fort, Nikolaus Popoff, fort, an den Schatten! Ihr seid gefangen! Rebell! Solch' Lumpenvolk taugt nicht in einer solchen schönen Hütte!

(Man bindet ihn.)

Nikolaus.

Was soll das! Lasst mich frei, ich bin kein Hund!

Zweiter Polizist *(gibt ihm eine Ohrfeige).*

Willst du wohl schweigen? Sonst wird man dich lehren!

Dorothea.

Lass't Nik'laus los, er ist ein treuer Mensch und kein Verbrecher!

Akulina Iwanowna.

— Was hat er gethan?

Dritter Polizist.

Ihr werdet es wohl wissen!

Vierter Polizist.

*— Ha, er ist auch einer jener Schurken,
die die Krone stürzen wollen, ein Verschwörer.
Fort mit ihm!*

Erster Polizist.

*Und Sie, mein Fräulein, helfen mit im
Spiel!*

Nikolaus.

*Ihr lügt, Verfluchter! Rührt das Mädchen
nicht an!*

Zweiter Polizist.

*Halt's Maul, Elender! — Fräulein, man
nimmt sie mit!*

Akulina Iwanowna.

*Mein Gott! O habt Erbarmen! Habt
Erbarmen! Lass't mir den Sohn! Verschon't
Dorothea!*

Dorothea.

*Ja, nehmt mich nur! Mit Nik'laus will
ich leiden! Ich will an seiner Seite bleiben!*

Dritter Polizist *(lacht ironisch).*

Ha! Ha! Ihr werdet euch nie wiedersehen!

Andreas (*erwacht, weint*).

Mutter, was ist euch?

Akulina Iwanowna.

— *Mein armes Kind!*

Vierter Polizist.

Fort! Fort!

Nikolaus.

— *Komm', arme Mutter, lass' dich küssen,
es wird das letzte Mal wohl sein! Lebe wohl!*

Erster Polizist (*stösst Nikolaus hinaus*).

*Hier giebt es nichts zu küssen! Marsch!
Hinaus!*

(*Man reisst auch Dorothea hinaus. Alle verschwinden, die
Mutter sinkt auf den Stuhl.*)

Akulina Iwanowna.

*Mein Gott! Mein Gott! Will Alles mich
verlassen?*

(*Der Vorhang fällt*)



Fünfter Aufzug.

Inneres einer Hütte in den Karaminen (Transbaikalien, Sibirien, zirka 1000 Meilen von Petersburg entfernt). Das Zimmer sieht elend, wüst aus. Ein roher Tisch, drei Stühle, eine Pritsche befinden sich in demselben. Das Gesammte ist ein Bild der Verlassenheit.

Erster Auftritt.

Nikolaus (verbannt, allein).

Er sitzt am Tische, hält traurig den Kopf in seinen Händen; dann steht er auf und will laufen, muss aber vor Müdigkeit wieder sitzen. Er spricht in langgezogenen Worten, mit sehr traurigem Ton.

*Ach, traurig ist das Leben der Verbannten!
Verlassenheit ist unser aller Los! An Hunger,
Not muss man sich hier gewöhnen, im Land
Sibirien, dem grossen Grab! Weit, weit ent-
fernt von allen unser'n Lieben geh'n wir so
langsam in den Arm des Todes, der endlich
uns von unser'n Leiden löst! (Pause.)*

Mein Lebensziel war nur, durch Fleiss und Treue, der lieben Mutter ihre alten Tage so süß zu machen, dass in Glück und Frieden sie, durch die Liebe ihres Sohn's, dieselben geniessen könne. Und den lieben Bruder wollt' ich versorgen, dass er ein Handwerk mög' musterhaft erlernen. Doch umsonst!

Man nahm mir Arbeit weg: die Hoffnung auch! Und als sich mir ein Glückstern wieder zeigte, als uns die Freiheit winkte, jener Tag, den wir so sehnsuchtsvoll erwartet hatten — da fiel auch diese Hoffnung hin: Sibirien war meine Zukunftsstätte!

O, sah' ich noch ein Mal die Mutter doch! Und ach, den Bruder, lebt der Arme noch? Dorothea hab' ich nicht mehr geseh'n, das gute Herz! Sie wollt' mich nicht verlassen und doch sind wir für immerdar getrennt.

Kein Brief, kein Zeichen, nichts erhielt ich noch aus meinem Heimatland, von meinen Lieben und ich darf auch nicht schreiben. Armer Mensch!

Sechs Jahre hab' ich in dem Berg geschafft, tief in der Erde drunten, wo das Eis von Wand und Decke gleich wie Edelsteine glitzerte. Wo oft die Luft mir meine Brust zusammenschnürte, nahe zum Ersticken; wo meine Glieder schlotterten vor Kälte und meine Kräfte flohen vor dem Hunger, an dem den ganzen Tag ich leiden musste. Da, als die Kräfte völlig war'n erschöpft, als man mich

fast zu Tod gemartert hatte, hat man mich von der Arbeit losgelassen. Da bin ich nun, mein Leben ist zernichtet! Stets hegte ich die Hoffnung in der Brust, ich könne einst zurück nach Russland kehren, die lieben Meinen dorten wiederseh'n und mich der guten und gerechten Sache, die ich im letzten Augenblick ergriffen, zu widmen mit erneutem, frischen Mut! Doch gänzlich ist die Hoffnung nun erloschen, denn Schiffbruch litt mein Geist und auch mein Körper. Ein zwecklos' Leben ist mein Dasein jetzt. Ach, ich bin müde! Lang' schon sterbensmüde! Ich möcht' zur Ruhe geh'n, zur süßen Ruh'!

(Pause.)

Was nützt mir noch mein Leben voller Qualen? Wozu die Leiden alle, die nichts nützen? Ich sehe ein, dass ich das Recht besitze, den Leiden endlich, weil sie zwecklos sind, ein Ziel zu setzen. Ja, ich will es thun!

(Nimmt einen Revolver aus der Tasche.)

Leb' wohl, geliebte Mutter, lieber Bruder! Leb' wohl, Dorothea, mein gutes Herz! Lebt wohl für immer, meine Schicksalsfreunde, und denket alle, dass es besser ist zu sterben, selbst wie ich jetzt sterben will, denn ohne Ehr' und Grundsatz als ein Mann dem Sklaven gleich und nicht als Mensch zu leben!

(Er zielt auf seine Brust.)

Komm', süsser Friede; komm' in meine Brust! In meinem Unglück selber find' ich Trost!

(Er schiesst und fällt zu Boden.)

Zweiter Auftritt.

Nikolaus. — Woloschenko.

Woloschenko *(den rechten Arm in eine Schlinge gewickelt, hinkt herein).*

*Mein Gott, was hat's gegeben? Kam der Schuss, den ich gehört, von dieser Hütte her?
(Erblickt Nikolaus.) O Gott! Welch' Anblick!
Was hast du gethan?*

(Neigt sich zu ihm).

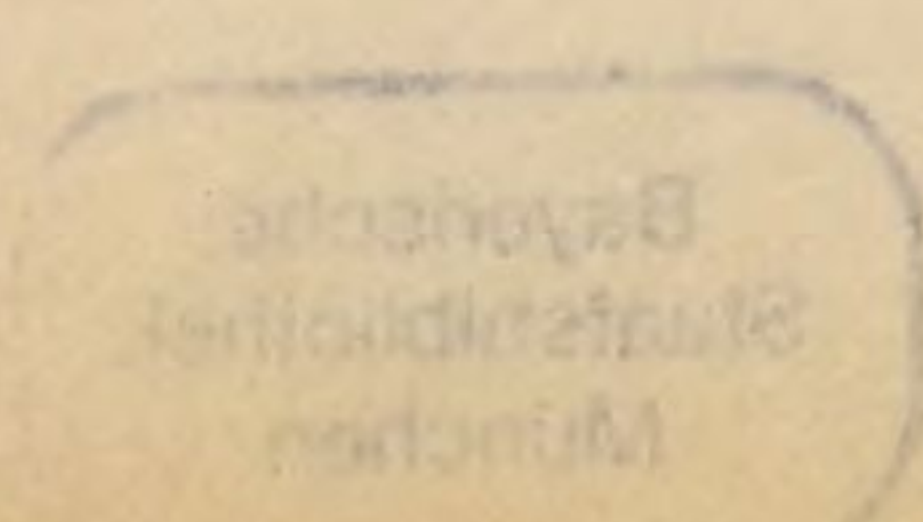
Nikolaus.

*Ich — werde — nun — erlöst — von —
allen — Leiden! — Leb't wohl! — Vergesst
— meiner — nicht, — ich — sterbe!*

Woloschenko *(kniert vor ihm und küsst seine Stirne).*

Leb' wohl! Wir denken dein' und deiner Seele! Auch ich, wir alle sind des Lebens müde! Das Mass der Leiden hat sein Ziel erreicht!

(Er legt das Haupt des Nikolaus, indem er sitzt, auf seinen linken Arm.)



O, hät' ich auch schon diesen Schritt gethan!

*Er neigt sein Haupt an Nikolausens Brust und richtet dasselbe
dann wieder auf.)*

*Sein Leben ist entflohn; Gott sei ihm
gnädig! Ach ja; du bist jetzt glücklich, guter
Freund! Dein Kampf ist überstanden, —
ruh' im Frieden!*

(Pause.)

*O Völker alle, sähet ihr die Leiden all' der
Verbannten in Sibirien, ihr müsstet mit uns
klagen, mit uns weinen; doch hier sind härter
als der Stein die Herzen! Man üb't hier nicht
Barmherzigkeit, nicht Liebe; „An unser'm
Leid erlabt sich der Beamte!“ O Zarenreich!
Welch' Land der Sklaverei! Die besten
Kräfte sendet man hinaus, weil sie für die
gerechte Sache kämpften, um in Sibirien sie
zu zernichten!*

*Lang sehnte ich mich hier nach einem Land,
in dem die heil'gen Rechte Geltung finden;
ich hoffte, hoffte — hoffte lang — umsonst.
Da endlich wollt' ich mir die Freiheit nehmen.*

*Ich lag damals gebunden im Gefängniss,
nach langer Müh' konnt' ich die Fessel lösen.
Der erste Ruf des Kuckuks drang zu uns;
vier Freunde waren glücklich schon entronnen,
statt ihrer sah der Wächter blosse Puppen
und konnte doch den Unterschied nicht merken.
Die Nacht war da; mit einem Leidsgefährten*

nahm ich die Flucht, durchbrach die Pallisaden und glücklich kamen beide mir davon!

Wir eilten hin, dem Amurthal entlang, um nach dem Ocean, dem stillen, zu gelangen. Die Freiheit winkte uns stets mehr! Da, nahe waren wir dem schönen Ziel, als plötzlich Polizisten uns ergriffen.

Gebunden kamen wir zurück und alle, die sich die Freiheit nehmen wollten, auch. Wir sollten für die Schritte grausam büssen. Es flossen Tage hin, wir merkten nichts dass man uns für die That bestrafen wolle.

(Pause.)

Wir schliefen fest auf unser'm harten Lager, da weckte uns Geräusch; auf einmal wurden wir alle ergriffen und unbarmherzig schleifte man uns hinab in den Hof, nachdem man uns beraubt. Kosaken waren's, wohl mehr denn dreihundert, die uns mit aufgepflanztem Bajonett erbarmungslos aus unsern Zellen rissen und wer sich wehren wollte, wurd' geschlagen, heut' trage ich das Zeichen noch davon: Den rechten Arm zerschlug mir ein Kosak, er that es mit dem Kolben seiner Flinte! Dann kam ein Martern auf uns arme Menschen! Ach, hätten alle Russen das gesehen!

Nichts half das Bitten, ja man drohte uns wenn wir nicht schweigen würden, uns zu prügeln. In Haufen lagen wir, bei schlechter Luft, bei Kranken, krank am Leib und krank am Geist. Nach einer dreizehntäg'gen Hunger-

kur, durch die wir ausgestreckt wie Todte lagen, liess man uns endlich an die freie Luft und jetzo können wir in Hütten wohnen. Wir sind die unglücklichsten der Menschen, die einzige Hoffnung ist bei uns: der Tod!

Dritter Auftritt.

Die Vorigen. — Kurtejef.

Kurtejef indem er den Nikolaus erblickt, kniet er zu ihm und küsst seine Stirne.

Kurtejef.

Ich hörte einen Schuss und lief umher die Spur zu finden — endlich hab' ich sie. — Erschossen, und er selbst hat es gethan!

Woloschenko.

Er war, wie wir, des armen Lebens müde und suchte Trost und Ruh' durch diese That. Er starb im Frieden, wie ein Sel'ger stirbt!

Kurtejef.

Ach ja, er ruht jetzt aus, hat ausgerungen, hat Russland's Sklavendienst genug geschmeckt! Er schläft, um nimmermehr hier aufzuwachen!

(Pause.)

*Ich möcht' auch geh'n, das Schifflein sucht
den Hafen, nachdem der Sturm es hin und
her getrieben auf Wellen durch das grosse
Meer der Leiden! Das Kindlein legt im
Mutterarm sich schlafen, mein müder, schwacher
Leib wünscht auch nicht mehr! Ich möchte
geh'n, ich möchte geh'n, zur Ruhe.*

Woloschenko.

*Wir wollen unser'n Freund hinüber tragen
nach seinem Lager, wo er bleibt, bis man
ihn draussen auf dem öden Hügel, wo wir
ihm ein Kränzlein noch zum letzten Zeichen
uns'rer Freundschaft geben — begraben wird!*

*(Sie nehmen ihn und tragen ihn auf sein Lager, den Revolver
behält Nikolaus in der Hand.)*

Vierter Auftritt.

*Die Vorigen. — Poleno. — Iwan Kolok. —
Bobokhof. — Bello.*

Poleno.

Ach seht, da liegt er ja!

Iwan Kolok.

— Entseelt, der Arme!

Bobokhof.

O, wären alle wir so arm wie er! Er ist jetzt glücklich, wären wir auch tot!

Bello.

Er spürt jetzt keine Schläge mehr und braucht nicht an die Leiden denken, die stets kommen!

(Sie stellen sich alle um den Todten.)

Poleno.

Du glaubtest einst, wie wir, mein toter Freund, die schönen Freiheitstage zu erblicken. Statt dessen kam noch ärg're Sklaverei! Wir kamen in das Land hier der Verbannten, wo man uns nicht zu Menschen zählt, zu Hunden!

(Pause.)

O Tag, o Augenblick da wir geboren, da ahnte man nicht, dass ein Los wie dieses uns in der Lebensblüte treffen werde! O Zeit, da uns're Mütter glückerfüllt als Säuglinge uns auf den Armen trugen! O, diese Zeiten sind schon längst vorbei, Säuglinge sind wir wieder, doch des Todes!

Bello.

Nichts nützt das Klagen, unser Los bleibt so und ändert sich nicht bis der Tod uns holt! Wir sind die Einz'gen nicht; es sind

noch Viele, die unschuldig verbannt sind hier im Lande. Man handelt gleich mit ihnen, wie mit Schuld'gen, hört nicht auf ihre Worte, keine Gnade! —

Wir aber haben uns gegen die Regierung, die in einem Staate sein muss, erhoben, uns gegen dieselbe empört und schuldig leiden wir.

Ach, wären wir stille und treu unseren täglichen Pflichten nachgegangen! Hätten wir uns nicht von einer Idee überfallen lassen, dessen Ausführung doch nicht zu Stande gebracht werden kann! — Wir wären vielleicht nicht in dem trostlosen, elenden Zustand, in dem wir uns befinden.

Was der Mensch säet, das muss er ernten. Durch unser Verbrechen haben wir Eltern, Frau und Kinder in's Elend gestürzt, und wir selbst haben die Folgen unserer Verschwörung gegen die Obrigkeit bitter zu tragen.

Wohl ist es wahr, dass die Beamten der Regierung meistens rücksichtslos gegen das Volk handeln, kann aber unser Kaiser dieses Alles durchblicken? — Selten hat er die geringste Ahnung von dem Leiden des russischen Volkes! — Wir haben uns schwer verfehlt in unserem blinden Eifer und müssen geduldig die Schuld tragen, welche wir uns aufgebürdet haben.

Als ein reuiger Sünder schaue ich der Erlösung entgegen, die mir einst der ersehnte Tod bringen wird! —

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen. — Polizisten mit Anführer.

Anführer.

*Was macht ihr hier um diese Zeit, Rebellen?
Schert euch hinaus und geht in eu're Hütten!*

Kurtejef.

Freund Nikolaus ist tot, hat sich erschossen.

Anführer.

Erschossen? — Zeigt an, wo liegt der Hund? — (Die Sträflinge stehen zurück.) Ja, richtig! Da liegt der Rebell, macht nichts; es hat noch genug solcher Staatsverbrecher.

Kurtejef.

Ihr sagtet, Nikolaus sei ein Hund!

Anführer.

Was willst du mir dein schmutzig Maul anhängen? Geh' Schurke! Spute dich! Sonst wird man's dir mit Prügeln lehren!

Kurtejef.

*Ich bin kein Schurke! Nikolaus kein Hund!
Wohl habe ich den Namen: Rebell durch meine
That auf mich gezogen, wohl habe ich es
verdient, wie die andern hier, nach Sibirien
verbannt zu werden. Ich bekenne meine Schuld!
Menschen sind wir aber dessen ungeachtet
geblieben und wünschen als Menschen behandelt
zu werden. Weil hier aber alle Barmherzigkeit
zu uns begraben ist, so wünsche auch ich
begraben zu werden. Gott sei mir armen
Sünder gnädig! Möge einst auf unsern
Gräbern jener Baum der Freiheit, wie er in
andern Staaten ist, sich erheben und mit seinen
Zweigen ganz Russland beschirmen! Möge
unser Kaiser, der die Not des armen Volkes
zu wenig kennt, es bald sehen und als Helfer
auftreten. (Er nimmt den Revolver aus der Hand
des Nikolaus und ruft indem er sich erschießt:) Lebe
wohl! Lebe wohl, armes Vaterland!*

(Er fällt in die Arme eines Verbannten.)

Ende.

II. Theil.
1890—1892.



Verfasst in Amerika.

Received of the
Hon. Secy of the Navy
the sum of \$1000
for the purchase of
the land on which
the new building
for the Navy
is to be erected
at Annapolis
Md.

Wm. H. Hall
1800 1802

For Cash on hand



1. *Nach Amerika.*

(Auf dem Bahnhof in Biel.)

*Die Zeit ist hin, es nah't die Abschiedsstunde
Und scheiden heisst es, zwischen mir und dir;
O, Vaterland! jetzt wo ich dich verlasse,
Blieb gerne ich auf diesem Platze hier,
Wo ich geboren, wo zur Schul' ich ging
Und wo den letzten Segen ich empfing.*

*Doch, 's kann nicht sein! Ich muss in weite Ferne,
Der Schmerz treibt fort mich in ein and'res Land,
Es glänzen dort für mich auch Hoffnungssterne,
Wo mancher einen Rettungsanker fand;
„Amerika!“ nimm mich, den Fremdling an,
O, steh' mir bei auf meiner Lebensbahn! — —*

*Drei Schläg' ertönen von der Signalglocke,
Verlassen sitz' ich drinnen, im Waggon,
Die letzten Grüsse send' ich meiner Mutter
Und meiner Tant' — da fährt der Zug davon;
Verschwunden ist mein Glück, die Seelenruh'
Und eilend geht's „Paris“ und „Havre“ zu.*



2. In Havre.

*Der Hafen ist erreicht; das Schiff liegt da,
Auswand'rer steigen ein von fern und nah,
Auch ich zieh' ein, in's stolze Wasserhaus,
Mit ihm zu schwimmen auf das Meer hinaus.*

*Auf dem Verdecke geht es emsig zu,
Matrosen folgen jedem Ruf im Nu,
Die Dampfmaschine schwirrt, der Rauch steigt
auf,
Den letzten Koffer ziehet man hinauf.*

*Vom strotz'gen Jüngling bis zum schwachen Greis,
Steh'n um mich her, verstummt, im grossen Kreis
Die Emigranten — schau'n sich traurig an:
Wie wird es geh'n auf uns'rer Lebensbahn? —*

*„Verzage nicht!“ rief in mir eine Stimm'
„Was dir das gute Schicksal reicht, — das nimm!
Schau mutig hin nach jenem Land, so fern',
Für dich glänzt dort auch eines Glückes Stern!“ — —*

*Die Glock' ertönt. — Gar schwer wird's mir um's
Herz, —
Mit nassen Augen schau' ich heimatwärts, —
Die Anker heben sich — die Schraube geht —
Das Schiff sich langsam nach der Mündung dreht.*

*Ein greller Pfiff, — ein dumpfer Signalschuss, —
Ich rufe laut hinüber Gruss an Gruss*

*Dem alten Europa, dem Vaterland,
Wo ich so manche Freudenstunde fand. —*

* * *

*Das stolze Schiff treibt durch die Flut
Nach dem Atland'schen Ocean,
In meiner Seel' die Wallung ruht,
Mein Aug' schaut trostvoll himmelan.*

*Der Hafen schwindet meinem Blick',
Ich seh' noch einen Streifen Land;
Da schau' ich abermals zurück —
Mein Aug' erhaschet keinen Strand.*

*Nur Wasser! Wasser um mich her,
Kein Land — das Reiseziel so weit,
Wir steuern in das weite Meer,
Das gar so gross, unendlich breit.*

*Die Sonne weicht. — Am Horizont
Erheben dunkle Wolken sich,
Von drüben steigt auf der Mond,
Beleuchtet uns'rer Meerfahrt Strich.*



3. Auf dem weiten Meer.

Durch hohe, wilde Wellen
Sticht uns'res Schiffes Kiel,
Fern ist noch „New-York's“ Hafen
Fern uns'rer Sehnsucht Ziel.

Doch, lass't die Wellen toben,
Der Mut verlässt mich nicht,
Und wenn das Schiff zersplittert,
In tausend Fugen bricht:

Dann will getrost ich sterben,
Das Schicksal wolllt' es so,
Ich bin des Lebens müde
Und bin des Todes froh.



Ich sehe keine Strasse,
Das Meer ist tief und weit,
Die Wogen drohen schrecklich,
Erklären uns den Streit;

Doch stehet fest die Mannschaft,
Und fest der Steuermann,
Wann auch die wilden Wogen
Sich bäumen himmelan;

Wenn drohend sie uns zeigen
Des Meeres tiefen Grund,

*Wenn schrecklich sich uns öffnet
Des Abgrund's schwarzer Schlund;*

*Wir ziehen mutig weiter,
Wir bleiben felsenfest!
Wir schau'n dem Tod in's Auge,
Der keinen leben läßt.*



4. Land.

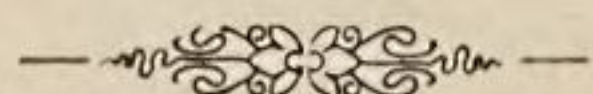
*Der Sturm hat sich gelegt nach langen Tagen,
Die Stern' erglänzen von dem Himmelszelt,
Verstummet sind gar manche Jammerklagen, —
Der Mond die stille Wasserfläch' erhellt.*

*Ganz einsam steh' auf dem Verdeck' ich droben,
Mein Auge späht nach neuer Welten Strand,
Umsonst wird's Fernrohr hin und her geschoben:
Es zeigt sich kein Leuchtturm und kein Land.*

*Acht Tage sind dahin acht lange Tage,
Ich sehne mich das neue Land zu seh'n,
Wohl ist entschwunden manche bitt're Klage,
Doch könnten neuen wir entgegen geh'n*

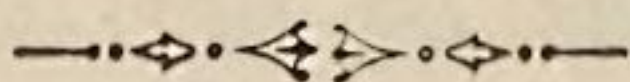
*Da — endlich taucht am Horizont, am fernen,
Des ersten Leuchtturm's Licht begrüßend auf,
Und dankerfüllt blick' hin ich zu den Sternen,
Denn bald zu Ende ist des Schiffes Lauf.*

*Ich warte lange noch auf dem Verdecke,
Erblicke neue Lichter, ohne Zahl,
Und endlich — Land; ja, eine Küstenstrecke,
Und wie es dämmert, wie der erste Strahl,
Der Sonne uns begrüsst, o, welch' Entzücken!
Da segeln wir in „New-York's„ Hafen ein,
Erreichen's Land, das alle soll beglücken,
Das für mich nun mein Heimatsland soll sein.*



5. Amerika.

*Der Bund war besiegelt, entschieden der Sieg,
Ein herrlicher Frieden erblüh't aus dem Krieg,
Befreit von Europa, ein herrliches Land,
Ist heute „Amer'ka“, wo Rettung ich fand.
Vom Meere zum Meere reicht's Land dieser Frei'n,
Es lohnet ihr Mühen das schönste Gedeih'n,
Zum Garten geworden ist's wilde Revier,
Es zieh'n die Gebirge nicht Grenzen allhier.
Wer sollt' sich nicht freuen! Wer jubelt nicht mit,
Der dies's Land betreten nur mit einem Schritt,
Der sah, wie die Söhne da wohnen, so frei,
Der sah, wie sie's lieben, so aufrichtig, treu!
O, hört ihr: es rufen Millionen euch zu:
„Komm't, segelt herüber, kommet im Nu!
Komm't schauet Columbia's Land, das so gross,
Komm't schaut seine Schätze, die's birget im
Schoss!*

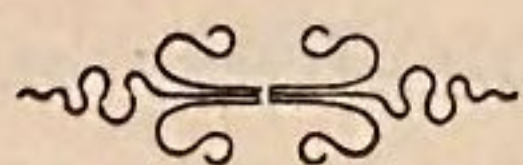


6. St. Paul. (Minnesota.)

*Nach langen Reisen auf der Bahn,
Komm endlich ich in St. Paul an,
Du Stadt, in der die Zukunft lacht,
Zu dir hat's Schicksal mich gebracht.*

*O, nimm mich auf als deinen Gast,
Wie gerne macht der Fremdling Rast,
Den Kummer, Sorgen, Herzeleid
In d' Welt 'naus trieb, ach gar so weit!*

*O, Schicksal! sei mir gütig hier,
Dass ich den Mut nicht ganz verlier',
Gieb Kraft mir, ach, verlass mich nicht!
O, lass mich zieh'n „durch Nacht — zum Licht“.*



7. Gräberschmückungstag.

Am 30. Mai.

*Schmücket die Gräber der Helden!
Lange schon ruhen sie aus,
Ruhen in friedlichen Zelten,
Fern von des Lebens Gebraus;
Die einst gekämpft und gerungen,
Mutig, mit eiserner Hand,
Die durch die Reihen gedrungen,
Vergassen Wohlsein und Stand.
Hört ihr's im Land herum melden:
Schmücket die Gräber der Helden!*

*Nimmer vergesset die Thaten,
Nimmer die Leiden, die Not,
Welche die braven Soldaten
Litten und gingen zum Tod.
„Vergissmeinnicht“ streu't dem Sieger,
„Hyacinthen“ leg't auf's Grab,
„Rosen“ dem tapferen Krieger,
Denn blutig sank er hinab.
Hör't ihrs im Land herum melden:
Schmücket die Gräber der Helden!*



8. Herbst.

*Herbst ist es; rot, gelb und fahl,
Siehet man die Flur und kahl
Wird der Wald, er steht bereit
Zum letzten Gruss im Abschiedskleid.*

*So kommt auch die Herbsteszeit,
Nach des Sommers Freud' und Leid
Für dich, Herz. Sieh'st du's verblüh'n,
Das wunderschöne Jugendgrün? —*

*Trag' nicht Leid! Schau' mutig d'rein
In den Herbst, nicht du allein
Musst verblüh'n, der ganzen Welt
Ist eine Herbstzeit zugestellt.*



9. Liebet einander.

*Hab't lieb einander! sprach der Meister,
Auch Nazarener oft genannt,
Als er, der beste aller Menschen
Einst' wandelte im Abendland.*

*Er, von der Nächstenlieb' durchdrungen,
Ging für die Feind' nach Golgatha,
Wo ihn so mancher freche Heuchler
Am Kreuze schmachtend sterben sah.*

*Sein Lohn für all' die grosse Liebe
War's Leiden dort am Marterstamm,
Wo er, nicht murrend, ausgelitten,
Geduldig wie ein Opferlamm. —*

*Hab't lieb einander! diese Worte
Hört man so oft im Gotteshaus,
Doch sagt, wie mancher dieser Frommen,
Geht „lieb' erfüllt“ zur Kirch' hinaus? —*

*O, seh't die blossen Heuchlerfratzen!
Das Auge schauet himmelwärts —
Doch Neid und Hass und bitt're Rache
Erfüllt das falsche Christenherz.*

*Die Priester selbst als Vorbildsmänner
Vergessen gerne ihre Pflicht!
Sie leben gut und and're darben,
An „Liebe üben“ denkt man nicht!*

*Der Armen Schärfelein abzunehmen,
Die traurig geh't am Wanderstab,
Ist dies's die grosse Nächstenliebe,
Die uns der „Nazarener“ gab? —*

*O, Mensch, leg' doch die Larve nieder
Und sei vor jedem, wie du bist;
Viel besser ist der grösste Heide,
Als so ein falscher Lügen-Christ.*



10. Nachruf an Ernst Moreau.

(Gestorben in St. Paul, Nord-Amerika.)

*Ruhe aus, geliebter Schweizer,
Von des Lebens Müh' und Last,
Die im neuen Heimatslande
Du so oft getragen hast!*

*Ruhe aus von deinem Ringen,
Deinem Lieben, Gutesthun;
Hast dich selbst schon lang gesehnet
Endlich ewig auszuruhen.*

*Ruhe aus! ja ruh' in Frieden
Deine Arbeit ist gethan,
Mutig hast du sie beendet,
Deine harte Lebensbahn.*

*Ruhe aus! Das Schweizerbanner
Ist mit Trauerflor umhüllt,
Mancher mit der Thrän' im Auge
Hat die traur'ge Pflicht erfüllt.*

*Dir das letzt' Geleit zu geben
Nach der stillen Ruhestatt'
Wo man dich, du treuer Moreau,
In die Gruft gesenket hat.*

*Ruhe aus! In unser'n Herzen,
Hier, an deinem Wirkungsort,
Lebst du dennoch als ein Schweizer
Bei uns immer fort und fort!*



11. Vergiss mein nicht.

*Vergiss mein nicht! Geliebte,
Es rückt die Zeit heran,
Wo ich sie muss betreten,
Die neue Lebensbahn;
Wo ich den „Nazarener“,
Genennet „Jesus Christ“,
Verkünd'ge von der Kanzel,
Der ja mein Vorbild ist.*

*Vergiss mein nicht! — Ein jeder
Kann gut zu mir nicht sein,
Man hat ja Feind und Gönner,
Es giebt Wahrheit und Schein;
Doch, wenn ich Dich noch habe
Als Freundin alle Zeit,
Dann fühle ich mich glücklich,
Dann schwindet manches Leid.*

*Vergiss mein nicht! O, Teure!
Behalt in deinem Herz'
Ein Plätzlein, mich zu lieben,
Zu fühlen meinen Schmerz;
Und rollen auch die Donner
Und blitzt es um dich her,
Durch keine aller Kräfte
Werd' dieses Plätzlein leer.*

*Vergiss mein nicht! Sollt' sterben
Ich hier im Fremdlingsland,
Dann weine eine Thräne
Und küss' die kalte Hand!
O, gieb mir noch ein Zeichen
Der Liebe mit in's Grab,
Ein Blümlein, das du pflücktest, —
Dann senk' man mich hinab! —*



12. Gruss an meine Elisa

vom hohen Norden.

*Die Luft ist kalt und Schnee bedeckt die Erde,
Gar traurig sieht's im hohen Norden aus,
Der Winter drückt mit jeglicher Beschwerde
Und grausig kommt vom Nord-West Sturmsgebraus.
Verlassen bin ich, — fern von aller Welt,
Im öden Haus, — kein Stern am Himmelszelt.*

*Mit Eis belegt sind alle Fensterscheiben,
Mir ist's, als sei ich von der Welt verbannt,
Nichts hör' ich, als den Sturmwind furchtbar treiben,
Dazu das Ticken von der kahlen Wand.
Der Schlag der Uhr zeigt Mitternacht mir an,
Gleich wie der Tag — entfleucht die Lebensbahn.*

*Doch sei's, wie's will! Ich werde nicht erzittern!
Fest steh' ich, wie die hohe, starke Eich',
Und soll mich doch der Lebenssturm zersplittern:
Es ging schon manchem solchen Baume gleich.
Nur ein's thut weh! Das ist mein wundes Herz,
Es blutet mir in meinem bittern Schmerz.*

*Dazu das Leid: Wenn Herzen sich verbanden,
Und dann durch weite Länder sind getrennt,
Dann ist's, als müsst' das Lebensschifflein stranden
An harten Klippen. — Ach, wie brennend sehnt
Es mich nach dir, Elis', nach dir allein,
Weil du's verstehst mein Herzensarzt zu sein.*

*O, send' mir Trost! O, send' mir warme Strahlen
Hinauf in dieses traur'ge Wüstenland!
Erlöse mich von meinen Herzensqualen!
Du warst es ja, wo Lieb' und Glück ich fand!
Du kannst ihn bannen, meiner Seele Schmerz,
Du kennst es ja, mein sturmbewegtes Herz! —*



13. Herbstgedanke.

*Wie mancher kahle Baum hebt auf zum Himmel
Die Aeste, dass der holde Frühlingstraum
Die leeren Zweige wieder mög' bedecken,
Wie es in andern Zonen jetzt geschieht!
So bittet traurig um ein Auferstehen
Ein schwacher Greis den Schöpfer der Natur,
Er möcht' sein silberweisses Haupt noch sehen
In braunen Locken, wie es einstens war. —*



14. Todesahnung.

*Ernst sass ich im Stübchen ganz seelenallein,
Und dacht', an vergangene Zeiten,
Ich sah meine Freunde, die schon unter'm Stein,
Durch's Stübchen, ganz geisterhaft, schreiten.——*

*Ich blickte sie an und sie winkten mir zu,
Sie luden mich ein mitzukommen,
Sie sangen so ernstlich: Bei uns find'st du Ruh'
Da bist du den Leiden entnommen!“ —*

*Da — plötzlich ward's finster, das Licht ging mir aus
Ich sah es noch traurig verhauchen —
So geht es mit mir, denn nach Sturmesgebraus
Werd' ich einst mein Leben verhauchen.*



15. Grüss Gott.

„Grüss Gott!“ rief mir ein Mädchen zu
Als ich in's Städtchen eingekehrt,
Dann huschte es an mir vorbei, —
Doch durch den Gruss wurd' ich belehrt:

* * *

Manch' Reise noch! manch' Leidensfahrt,
Durch Schmerzen, bitter'n Neid und Spott,
Dann kehre ich, vielleicht bejahrt
Zur Muttererd', die ruft: „Grüss Gott!“



16. Was ist der Mensch?

Was ist der Mensch? — Er ist ein Leben,
Das durch sein mühevoll's Streben
Sich plagt, sich müht, — das kämpft und ringt,
Durch manche Flut des Leidens dringt: —

Was ist der Mensch? — Ach! eine Blume, —
Im schönsten Glanz, im grössten Ruhme
Fällt er durch eines Windes Stoss. —
In's Grab zu sinken ist sein Los.



17. *Kehr' um.*

*Wie mancher Sohn geht in der Irre,
Hat sich vom Elternhaus entfernt,
Bei schlechten Freunden angekommen,
Durch die er gar so viel gelernt;
Die ihn mitzogen in das Laster
Und tiefer stets in den Morast,
Darinnen er mit andern wühlet
Den Schweinen gleich, ohn' Ruh und Rast.
O, kehre um von solchem Treiben!
Verlorner Sohn, o kehr' zurück!
O höre deines Engels Stimme!
Verwirf Gesundheit nicht und Glück! —*



Allerlei
aus dem Leben eines jungen Mannes.



Alfred

aus dem Leben eines jungen Mannes.



I. Theil.

I. Kapitel.

Es war ein kalter, regnerischer Tag. Die Schleusen des Himmels hatten sich weit geöffnet und schienen wieder eine Sündflut herzustellen. Der Hag-neckkanal, welcher bei Aarberg einen Teil der Aare aufnimmt und in den Bielersee ausfließt, riss sich wild durch seine Bahn, und dort, wo sich links und rechts hohe Ufer erheben, auf deren Höhe eine Brücke den Wanderer über den Fluss trägt, war das Rauschen des Wassers einem grollenden Donner ähnlich.

Dem Jüngling, der schon geraume Zeit auf der Brücke stand, um den Wogen drunten im Flusse zuzuschauen, schien der grausame Regen nicht viel Leid anzuthun. Er konnte seine Blicke fast nicht lassen von dem interessanten Schauspiel; doch als der Fluss immer heftiger zu brausen kam, mächtige Holzblöcke mit sich schleppend, wurde es ihm auf einmal unheimlich zu Mute und es schien ihm, als wolle der Boden seiner Last weichen und müsse ihn

mit hinaus in die weite, schäumende Wasserfläche reissen. Mit schnellen Schritten entfernte er sich, um seinen Weg am linken Ufer fortzusetzen. Es war ein Bursche von mittlerer Grösse, seinem Aussehen nach mochte er ungefähr siebzehn Jahre alt sein. Er war sauber, aber höchst einfach gekleidet; seine Kleider waren ganz durchnässt. An seiner Hand trug er eine Marmotte, wie sie die Tuchreisenden zu tragen pflegen; er war auch wirklich ein solcher. Zwar nicht einer, der den Magazinen und Läden von Stadt und Land nachgeht, sondern ein Reisender, der von Haus zu Haus geht, den Leuten seine Muster vorweist, mit einem Langen und Grossen seine Ware preist, nach Wunsch drei Monate Zahlungsfrist leistet, allfällige Bestellungen in sein Notitzbuch schreibt, wieder einpackt, dankt und grüsst, um sich in ein anderes Haus zu begeben. Bei einem Gemeindebeamten fragt er am Abend oder anderen Tag's, ob diese und jene Leute zahlungsfähig seien oder nicht. Die schlechten Kunden streicht er durch und die Bestellung der guten schickt er ins Geschäft, damit die Ware abgesendet werden kann.

Es ist nicht ein Geschäftsreisender, wie der eines En-gros-Hauses, der seine Reise meistens per Eisenbahn oder mit Pferd und Wagen machen kann. Er muss oft bei Wind und Wetter, bei Frost und Schnee zu Fuss, seine Marmotte in der Hand, von einem Ort zum andern wandern, um, wie ein Hausirer, sein tägliches Brot zu verdienen, welches manchmal schwer genug zugeht. Meistens müssen solche Reisende sich von den Prozenten des Verkaufes durchschlagen, ihre Reisespesen, Kleider

und Wäsche damit bezahlen, wobei die letzten Pfennige oft aufgebraucht werden. Also ein solcher Reisender war dieser Jüngling.

Es war seine erste Geschäftsreise. „Aller Anfang ist schwer“, das ist allbekannt, aber besonders schwer ist der Anfang eines Tuchreisenden, der, nicht einmal die Ware recht kennend, den Leuten dieselbe anpreisen soll. Nicht wunder, dass der Jüngling nur mit halbem Mut seines Weges ging. Obschon er in Ipsach und Sutz einige kleine Geschäfte machen konnte, war er doch ein wenig entmutigt, indem man ihn von manchen Türen halb freundlich oder ganz grob fortgewiesen hatte. Es war auch das erstemal, dass er die Reise über Hagneck machte, er hatte diese Ortschaften noch nie betreten. Man sagte ihm im Geschäft, wenn er eine Weile dem linken Ufer des Flusses entlang gegangen sei, so solle er bei einem Wege am Wäldchen rechts abbiegen, um nach dem Dorfe Siselen zu gelangen. Rechts lag ein Torfmoor, das sich weit hinaus erstreckte. Endlich fand er einen Weg, den er sofort beschrift. Aber, o weh! Der Regen hatte drüben alles zu einem Sumpf umgewandelt und bald irrte der Reisende auf dem Torfmoor umher, kein lebendes Wesen um sich erblickend. Er hatte nicht den rechten Weg betreten, und den falschen, den er gekommen, konnte er nicht wiederfinden. Da erblickte er, nachdem er bis zu den Knien beschmutzt war, eine Hütte. Er ging auf dieselbe zu, noch einigemal bis zum Knie in den Torfboden sinkend, bis die Hütte erreicht war. Es war ein Schuppen, um sich vor den Regen zu

beschützen. Drinnen saßen zwei Männer und rauchten aus ihren Pfeifen. Der Eine schrie den Burschen an: „Was treibst du da auf dem Moor herum?“ Verzeiht, sagte der Reisende, ich habe mich vom rechten Weg verirrt. Auf einmal war ich da draussen auf dem Feld. Ich will nach Siselen und man sagte mir, ich müsse da unten rechts abschwenken. Ja, wenn das ist! — aber du bist zu früh vom Wege gewichen; du mußt beim Wäldchen vorbeilaufen und dann zweigt sich der Weg. Auf einem Teil, geradeaus kommst du nach Aarberg und dem andern, rechts ab, nach Siselen!“ — Der Jüngling dankte und wollte sich wieder den Weg suchen, um nach besagter Stelle zu gelangen. „Bleibe hier, bis der Regen nachgelassen hat, dann will ich dich auf den rechten Weg führen“, sagte der zweite Mann.

Dem Reisenden war nichts lieber als das und er setzte sich, vom Wasser triefend und vor Kälte schlotternd, zu den beiden Männern, welche hie und da einige Worte mit einander wechselten. Endlich hatte der Regen ein wenig nachgelassen und vom Törfer geführt, kam der Reisende auf den rechten Weg, der ihn bald in das Dorf Siselen brachte. Der Meister hatte ihm ein Brieflein mitgegeben, welches er einer Frau übergeben sollte, bei der er wahrscheinlich Nachtquartier bekäme.

Er fand diese Frau auch bald und diese bat ihn freundlich, in's Zimmer zu kommen. Als sie das Brieflein gelesen, sagte sie: „Ich kenne Ihren Meister gut, noch besser seine Frau, die früher längere Zeit im Dorfe war. Seid uns deshalb

gegrüsst und thut als wenn ihr zu Hause wäret! Der Reisende war über diese freundliche Einladung nicht wenig überrascht und konnte fast nicht danken, so hatte ihn das gute Wesen der Frau übernommen. Sie zeigte ihm das Zimmer an. Er legte seine Marmotte ab, folgte ihr auf ihre Bitte in ein anderes, wo sie ihm etwas zu essen gab.

Der Jüngling bemerkte schon beim Eintritt in das Haus, dass die Frau ganz verweinte Augen hatte und er war deshalb ein wenig im „Gwunder“ was die liebe Frau haben möge. Sie entfernte sich aus dem Zimmer, um bald wieder, leise wie sie gegangen, hereinzukommen. Als er sich ein wenig gesättigt hatte, draussen im Gang seine beschmutzten Hosen gebürstet, bat ihn die Frau, in ein Zimmer zu kommen, das gegenüber dem des Gastes war. Er folgte ihr. Leise that sie die Türe auf, trat ein und auf ihren Wink folgte der Reisende auf den Fusspitzen.

Drinne bot sich ihm ein überraschender Anblick dar. Auf einem grossen Lehnstuhl mit einer Decke bedeckt und auf Kissen ruhend lag ein Mädchen, ein Wesen, das mehr einem verklärten Engel ähnlich war. Es lag in den letzten Augenblicken des Lebens. Seine sanften Augen, aus denen Liebe und Demuth, göttliche Wonne strahlten, waren gegen die Decke des Zimmers gerichtet. Vor ihm sass der Pfarrer, um die Seele des sterbenden Mädchens mit der Hoffnung des ewigen, seligen Lebens zu erfüllen.

Es war dem Jüngling, als sollte auch seine Seele die Hülle des menschlichen Lebens verlassen,

um vereint mit der des Mädchens in ein besseres Land zu gehen, wo die Sorge um's tägliche Brot verschwindet, wo statt Kummer und Ungemach die Seele mit Ruhe erfüllt und umgeben ist. Als die Frau zu weinen anfang, da konnte der Jüngling nicht anders, als eine Thräne nach der andern abzuwischen. „Mutter“ — sagte lächelnd die Tochter — „weine nicht; ich bin des Lebens müde und froh, Abschied zu nehmen von dieser mit Jammer und Not überschwemmten Erde! Lebe wohl — auf — Wiedersehen! — Gedulde — dich — und trage das Kreuz — das dir auferlegt — ist! — Lebe wohl!“ — Der Tod hatte ihre Seele erlöst, das Leben war vom Körper entwichen und dieser nach zwei Tagen der Muttererde übergeben.

Nachdem der Pfarrer die arme Mutter getröstet hatte, entfernte er sich und sie blieb mit den Reisenden allein zurück, dem momentan seine Geschäfte ganz aus dem Sinn entfallen waren. „Ach wie schön ist der Tod eines Menschen, der rein und untadelhaft durch's Leben gepilgert ist!“ sagte der Jüngling. „Ja, und das ist meine liebe Rosa“ antwortete die Mutter, „sie liebte es, still und für sich zu leben; sie war nicht der Meinung, dass wo Tanz und dergleichen Dinge waren, sie immer dazu gehöre. Sie liebte mich und ich sie; wir waren zusammen ein Herz und eine Seele. Wo sie mir helfen konnte, war sie mit Freuden bereit und wenn sie sah, mir einen Gang zu erleichtern oder zu ersparen, so that sie es. Ich kann mich fast nicht in die zukünftige Lage stellen, aber: Gedulde dich und trage das Kreuz, das dir auferlegt ist“,

waren eines seiner letzten Worte, ich werde suchen, es zu thun, obschon mich die Last fast erdrückt!“ „Auch ich will mir diese Worte merken“, sagte der Jüngling, „mögen sie mich stets aufrichten, wenn mich Dieses oder Jenes drückt! Ja trösten sie sich liebe Mutter, harret geduldig aus bis an's Ende!“ Er trat aus dem Zimmer, um seine Marmotte zu holen, aber mit grossen Widerwillen ging er an die Geschäfte, denn er war durch diesen Vorfall ganz verstimmt worden. Die Frau lud ihn freundlich zum Abendessen ein und der Reisende zog hinaus, um sein Werk in Sieselen zu beginnen. Die Sonne neigte sich langsam über die Berge hinunter, um bald ihre letzten Strahlen hinab zu senden; denn während der Reisende im Hause war, hatte der Regen aufgehört, die Wolken hatten sich zerteilt und freundlich schaute das feurige Gesicht vom Himmel herunter.

Viel sprechen mochte der Reisende nicht in den verschiedenen Wohnungen, in die er trat, um Kunden zu sammeln. Hie und da konnte er ein Geschäft abschliessen; da wurde er freundlich empfangen und dort unfreundlich fortgewiesen. Das Wort „Gedulde dich“ stärkte ihn wieder und so war endlich der Abend völlig herein gebrochen und er hatte eine ziemliche Kundschaft in seinem Notizbuch aufgeschrieben mit grösseren und kleineren Bestellungen.

Nachdem er zu Abend gegessen, fragte er um Auskunft der Leute, die ihm Waren bestellt und erhielt über die meisten befriedigende Antwort.

Bald lag er in seinem Bette, um, müde von dem erlebten Tage auszuruhen und den nächsten Tag zu erwarten. Bis er einschlafen konnte, war er stets mit dem Tode der Tochter beschäftigt.

Die Mutter liebte das Kind so herzlich und das Kind die Mutter. Warum wurden sie von einander getrennt? so fragte sich der Jüngling. Es war ja für die Tochter wohl ein süßes Sterben; sie ging, nachdem sie lange in ihrer Krankheit leiden musste, gerne ab von der Erde, um endlich für immer ausruhen zu können. Aber die Mutter, sie hatte das Kind auferzogen, sich dabei alle Mühe gegeben, sie hat es geliebt, die Tochter wurde krank, die Mutter gab sich alle Mühe, den Schmerz des Kindes zu lindern und tröstete sich, durch die baldige Genesung desselben belohnt zu werden. Sie trug mit dem Kinde geduldig die Schmerzen und endlich, nachdem es lange gelitten, wird es statt gesund, ihr durch den Tod entrissen. Dieses alles schien dem Jüngling zu hart. Er dachte an eine weise Vorsehung, wie der Pfarrer davon zu der Mutter sprach, aber es wollte ihm nicht aus dem Kopfe, dass das Schicksal vieler Menschen gar zu tief durch das Meer der Schmerzen gehe, während es bei andern, wie auf Federn so leicht dahineilt.

Er dachte an die Verhältnisse seiner verschiedenen Mitmenschen und an die seinigen selbst. Verschiedene Bilder spiegelten sich vor seinen Augen. Da sah er das alte Mütterlein, das er daheim stets besuchte, es mit irgend einer Kleinigkeit zu erfreuen suchte und wie ein Jünger zu ihren Füßen sitzend, sich ihre Lebensgeschichten erzählen

liess. Ach, es ist ein Mütterlein, das sauer durch's Leben gepilgert ist, das seine achtzig Jahre mit mancher Thräne begleitete; dem das Wort „Gedulde dich“ sein einziger Trost war. Wohl wurde diese Mutter als Kind in der Religion, im Glauben an Gott und an Jesum Christum unterrichtet; aber wenn der Mensch, der von Jugend auf sich bestrebt, ein reines Leben zu führen, der mit Fleiss und Müh', wie es diese Frau stets gethan, sucht, sich durch's Leben zu schlagen, wenn der Mensch von einem Unglück in's andere, aus einem Thal der Schmerzen in ein anderes gelangt, wenn diese oder jene Hoffnung auch noch scheitert, auf die man sich getröstet hatte, da muss oft der Glaube nur noch wie ein Kerzenlicht im Winde flackern oder gar erlöschen. So in Gedanken versunken schlummerte er endlich ein.



II. Kapitel.

Am andern Tag finden wir unsern Reisenden zu Kallnach in dem Hause einer bekannten Frau seiner Meistersleute. Er hatte Grüsse für sie und dann bot er seine Waren an. Nachdem sie ihm etwas bestellt und er wieder eingepackt hatte, wollte er sich dankend entfernen, sie aber bat ihn, um Mittag zurückzukommen und bei ihr zu speisen. Das war dem Reisenden nicht zuwider, denn der Meister hatte ihm nur einige wenige Franken mitgegeben, obschon er ihm schuldig war. Jedoch der Jüngling wagte es nicht mehr zu verlangen. Seine Meistersleute waren ganze Methodisten, aber nicht einmal halbe Christen. Fromme Reden und Hausandacht waren bei ihnen der Brauch; aber wenn es galt, den Mitmenschen aus einer elenden Lage befreien zu helfen, da hatten sie geschlossene Geldbeutel und wiesen dieselben auf's Evangelium hin und zum Gebet. Ebenso waren sie gegen ihren Reisenden. Schöne Redensarten, erheuchelte Worte hatten sie viel für ihn, aber für eine Reise ihn mit Geld zu versehen, wie es sich gehört, daran dachten sie nicht. Machte der Herr eine Reise, da wurde die Tasche mit grossen runden Stücken, die später auch aus dem Verdienst der Arbeit des jungen Reisenden kamen, gefüllt; der Reisende dagegen, der froh sein musste, wenn er zu essen hatte, wurde mit dem Worte Gottes ausstaffirt und dieses sollte ihm das Geld ersetzen. Der Jüngling hatte

von Jugend auf Neigung zur Religion und so war er von dem Sektirer leicht zu übertölpeln. Er trat auch in die Methodistenkirche ein und sein Ziel war, fromm zu werden nach dem Vorbilde des Erlösers. Aber er sollte bald genug Erfahrungen darin machen, dass es bei den meisten Mitgliedern mit den christlichen Wandel schlecht bestellt war, die Heuchelei ist da meistens Vertretung für wahre, christliche Religion.

Der Reisende machte seine Route durch Kallnach, machte einige Geschäfte und als es Mittag war, hatte er die besseren Häuser so ziemlich durchhausirt. Er kehrte also in das Haus zurück um Mittag zu speisen. Die Leute, es war jetzt auch eine Tochter dort, waren sehr gut. Sie gehörten einem Bunde an, der sich „Die Stillen im Lande“ nannte. Ja, sie waren in ihrer christlichen Gemeinschaft wirklich still — ganz für sich. Stundenlaufen, Gebetversammlungen u. dergl. fanden bei ihnen nicht statt. Hie und da wurden sie durch Mitverbundene, deren Aeusseres allein der Welt schon Respect einflössen muss, besucht oder mit ihren Briefen von Nah und Fern begrüsst. Sie sagten, man müsste nicht von einen Menschen zum andern laufen, um ihn bekehren zu wollen, sondern jeder Mensch solle nach eigener Ueberzeugung handeln, und er wisse zu handeln, denn er sei von Jugend auf in der Religion unterrichtet worden und sein Geist, sein Verstand wisse zu urtheilen. Ich muss mit dem Reisenden diese Anschauung unterstützen, der Jüngling sah ein, dass die Grundsätze der Methodisten und die vieler andern Sekten nicht recht

sind. Nach dem Essen wurde er aufgefordert seine Lebensgeschichte zu erzählen. Er sagte, dass dieses für sie kein Interesse haben könne. Auf unaufhörliches Drängen durfte er nicht anders und erzählte ihnen seine Erlebnisse und Erfahrungen in folgenden Worten:

Ich wurde, unter sechs Kindern das jüngste, am 3. April 18** zu Biel geboren. Meine Kindheitsjahre gingen, wie es bei den Meisten zugeht, vorbei. Wegen meinen Augen, an denen ich als Kind sehr litt, konnte ich die Schule erst vom achten Jahr an besuchen. Jedoch war ich in der Schule fleissig und kam den andern Schülern eher vor, denn nach. Für's Studium war ich sehr eingenommen, aber zu Hause hatte ich in dieser Hinsicht keine Pflege. Für den Religionsunterricht war ich besonders interessiert. Aus einer Küchentreppe (Küchensteg) bildete ich mir eine Kanzel. Mittwoch und Samstag kamen einige Kinder zu mir und ich erteilte ihnen Unterricht in der Lehre Christi und fühlte mich, auf meiner Kanzel droben, als ein Herr Pfarrer oder doch wenigstens als Kandidat. Was ich mir an Geld ersparen konnte (denn das ging noch so ziemlich an, weil ich Verwandten und Bekannten meine blecherne Büchse vorwies und sie meistens nicht anders konnten, als mir einige Pfennige hineinzuthun), das verwendete ich um Weihnachten dazu, den Kindern, die meine theologischen Vorträge anhörten, eine Freude zu bereiten. Ich begab mich auf den Markt, kaufte ein nettes Tannenbäumchen, eine Schachtel farbiger Kerzen, Nüsse, Aepfel und einige Leckerbissen.

Auch für einige schöne Büchlein wurde gesorgt. Als dann Weihnachten heranspaziert war, als die Glocken fröhlich vom Turme schallten, da sass auch der kleine Pfarrer mit den Kindern um den Weihnachtsbaum, liess sich von ihnen Sprüche über die Geburt Jesu hersagen oder stimmte ein Weihnachtslied an, wo alsobald der Chor mit in den Gesang einfiel. Dann wurde, was am Baum hing und auf den Tisch lag, gut verteilt und so war das fröhliche Fest beendet.

Ich erinnere mich noch einiger Begebenheiten, aus den Kinderjahren; daraus zu schliessen, war ich nicht recht erzogen worden, was aber eigentlich zu begreifen ist, denn eine Witwe hat eine Last auf sich, sechs Knaben zu erziehen. Ueber meinen Vater, der gegen mich ein Engel war, will ich den Schleier nicht lüften. Genug! Ich wurde von den Brüdern mehr fremd, als zur Familie gehörend, behandelt. Liebe üben — von dem wusste man in unserer Familie nichts. Ich wurde von der Mutter nicht mit Liebe, was gerade meiner Natur nötig gewesen wäre, erzogen und oft, wenn ein kleiner Fehler, den ich begangen hatte, mit tiefen Worten der Liebe und Güte mir hätte entdeckt werden sollen, fand sie es kurz für das Beste, den dicken Strick hervorzunehmen und damit auf mich zu schlagen. Nicht alle Kinder sind gleich. Für manche ist es gut, wenn sie streng gehalten werden und wo, zur rechten Zeit, eine Ohrfeige nichts schadet. Andere dagegen bedürfen, dass sie mit Liebe und Güte behandelt werden. Selten aber, wird ein Strick zur Erziehung eines Kindes

Nützliches bringen. Das Sprichwort sagt: „Allzuviel ist ungesund!“ Zu grosse Strenge ist nicht gut, zu grosse Zärtlichkeit auch nicht.

Wir finden heutigen Tag's so viele Frauen, die noch selbst halbe Kinder sind. Wie wollen solche Frauen Kinder erziehen? Kaum sind die Mädchen (ich spreche nicht von allen) aus der Schule, so denken sie schon daran, bei Zeiten versorgt zu werden, das heisst, dass ihnen die wichtigste Sorge, die sie haben, bald den Titel Frau so und so zu erhalten, nicht zu schwer wird, Kaum versteht ein solches Mädchen etwas von der Haushaltung, so muss schon angespannt werden, damit es ja nicht eine alte Jungfer wird, denn die werden gewöhnlich als „Muster ohne Wert“ bei Seite gestellt, ausser ein guter Kassenschein möge ihnen zum „Glückstern“ der Ehe verhelfen. Jedoch, ob dann die junge Frau im Stande ist, ein Kind zu erziehen, daran wird selten gedacht; da stehen sie dann da, als hätten sie das Oel verschüttet. Sie sind nicht im Stande, ein einziges Kind zu erziehen. Doch, meistens folgen dann noch mehr und das gibt dann eine Erzieherei, dass man wirklich ausrufen muss: „Herr sieh' dein Volk an!“ Ja, ja, an die Erziehung der Kinder wird oft sehr wenig gedacht. Es wäre sehr gut, ein Mädchen würde sich immer zuerst prüfen, ob es fähig sei, eine Hausfrau in allen Teilen zu werden oder nicht, bevor es in den Bund der Ehe tritt. Dann soll das Ehepaar nicht nur an den Betrieb des Processes der Natur denken, sondern auch an die dadurch entstehende Fortpflanzung. Wenn sie

letzteres nicht thun, dann sind sie dem Vieh gleich. Ich schaue solche Menschen für Barbaren an. Der Mensch ist über das Tier gestellt, desshalb soll er auch nicht handeln wie ein Vieh. Doch, ich bin von meiner Geschichte etwas abgewichen. Wie schon gesagt, wurde ich nicht erzogen, wie es sich gehörte. Von den Gefahren zum Beispiel, die einem Kinde drohen können, sagte man mir selten etwas und so nahm ich mir deshalb oft die Freiheit, mit andern Kindern Spiele zu treiben, die, wenn ich zurückdenke, mich an grosses Glück erinnern, denn ich hätte oft, wenn nicht eine merkwürdige Fügung dazwischen getreten wäre, höchst unglücklich werden oder das Leben mit dem Tode vertauschen können. Mir kam aber Alles so gefahrlos und unschuldig vor, dass ich an nichts Böses dabei dachte.

Ein Stücklein ist mir besonders geblieben, und wenn ich an das zurückdenke, dann muss ich sagen: „Ist es möglich, dass ein Kind, ein kleiner Knabe, einen solchen Streich verüben kann?“

Hinter unserm Haus floss die Scheuss, die aus der sogenannten Taubenschlucht kommt, vorbei. Ich sass mit einem lieben Buben oft dort, um mit ihm zu spielen. Wir waren einander gut, und was einer von uns zwei Gutes hatte, davon musste der andere auch haben.

Nun bekam der Albert, so hiess er, eine schöne Geissel. Dieselbe gefiel mir, nur dünkte mich, der liebe Albert verstehe nicht recht, damit tüchtig zu knallen. Ich bat ihn desshalb, mir die Geissel ein wenig zu geben, um ihm zu zeigen, wie es bei mir

knallen werde. Er sagte: „Ich gebe die Geissel keinem andern in die Hände. Das war mir zu starker Tabak. Nachdem ich ihn noch einigemale darum gebeten hatte und er mir dieselbe nicht geben wollte, gab ich ihm einen Stoss, so dass er mit einem grausamen Geschrei, kopfüber in das Wasser fiel. Die Scheuss fliesst ziemlich stark. Sie riss ihn fort unter einer Brücke hindurch. Er konnte sich nicht helfen. Da sah es ein Schuster, sprang hinein und rettete den Knaben vom sichern Tode. Inzwischen war ich heimgesprungen, gesprungen als liefen einige Gensdarmen hinter mir nach. Das Gewissen quälte mich grausam; der liebe Albert that mir leid und es war mir, als müsste ich meiner Lebtag eine Mordthat auf dem Herzen tragen.

Glücklicher Weise war der Knabe von dieser Strapaze bald wieder gesund. Ich durfte aber an jenem Tag die Geissel nicht nur genug betrachten, sondern auch erfahren, dass es eine gute war, indem die Mutter mir damit mein Leder so tüchtig klopfte, dass es mir jedes Mal, wenn ich an diese Geschichte denke, ist, als müsste ich greifen, ob die Schnatten vergangen seien. Albert und ich blieben dessenungeachtet gute Freunde, und wenn ich seine Photographie in meinem Album betrachte, dann denke ich jedes Mal: Armer Albert, du wirst jenes Mal in der Scheuss grausam geschlottert haben!

Ich war auch manchmal, wie schon gesagt, dem Tode nahe.

Wir wohnten im vierten Stock; die Mutter hatte ein Magazin, in welchen sie mit Hüte und Kurzwaren handelte. Dazumal hatte sie Niemand

im Geschäft, der ihr half und so musste sie dasselbe um Mittag schliessen und heraufgehen, um zu kochen. Ich war droben im Zimmer und sass beim Fenster auf dem Boden und spielte. Da läutete Jemand. Die Mutter ging schnell hinab, um Bescheid zu geben. Inzwischen war ich auf das Fenstergesimse gestiegen und sass ganz vergnügt, nichts schreckliches ahnend, dort oben, drei Stockwerke unter mir die roh gepflasterte Strasse. Durch eine ungeschickte Bewegung verlor ich das Gleichgewicht und mein Körper glitt hinaus über das Gesimse. In der Angst konnte ich noch den Rahmen des Gesimses erfassen, der Körper hing straff hinunter, — ich konnte mir nicht helfen. Ich schrie in meiner verzweifelten Lage; die Kraft hatte mich verlassen. Jetzt musste ich fallen, es war nicht anders möglich. — Da erfasste mich eine kräftige Hand, zog mich hinauf, ich war gerettet. Meine Mutter hatte mein Geschrei gehört, eilte hinauf und kam gerade zur rechten Zeit noch an, sonst hätte man mich zerschlagen vom Boden heben müssen.

Vor unserm Hause erhob sich die hohe Mauer der Plattform, worauf die protestantische Kirche steht. Links führt eine lange breite Treppe zu derselben hinauf. Einige Knaben vertrieben ihre freien Nachmittagsstunden dadurch, dass sie glatte Bretter nahmen, dieselben auf die obersten Tritte der Treppe legten, aufsassen und wie auf einem Schlitten hinuntersausten. Als ich dieses sah, hatte ich meine Freude daran und folgte den Beispiel der andern. An einem Nachmittage waren wir

wieder auf der Treppe und vollzogen unsere Schlittenfahrt. Unten auf der Treppe waren die Steinmetze an der Arbeit, ein grosser Haufen Pflastersteine lag vor der Treppe. Ich war eben auf mein Brett gesessen und stiess ab. Ungefähr beim fünften Tritt drehte sich das Brett um, indem ein Knabe mit seinen Brett an das meinige geschossen war. Ich wurde in eine solche Lage versetzt, dass meine Füsse oben und der Kopf nach unten zu liegen kam; so sauste ich hinunter. Es gab ein furchtbares Geschrei unter den Knaben, denn man erwartete jeden Augenblick, dass ich in einer Wucht mit den Kopf in den Steinhaufen fliegen werde und denselben zerschmettere. Da, welche Fügung! Ein Dienstmann, der unten vorbei lief, hörte das Geschrei und erblickte mich in meiner schrecklichen Lage. Schnell sprang er hinzu und konnte mich unversehrt in seinen Armen auffangen. Nicht nur ich, sondern die andern Knaben auch, gaben diese verhängnissvolle Schlittenfahrt auf.

Den schrecklichen Abend, den ich einmal, als der Winter sehr kalt war, ich glaube 1879—1880 wo der Bielersee bis nahe zur St. Peters Insel zugefroren war, auf demselben erlebte, werde ich nie vergessen. Gegen Abend begab ich mich mit dem Bruder und zwei grösseren Knaben auf den See. Am Bord des See's waren allerlei Hütten aufgeschlagen; Ja, sogar ein Caroussel mit Schlitten stand dort. Das war ein Leben und Treiben, wie auf einen Hühnermarkt. Mein Bruder und die andern Knaben zogen ihre Schlittschuhe an und

liefen bald damit über die grosse Eisfläche, als hätten sie Flügel. Ich sprang ihnen nach bis weit hinaus. Auf einmal waren sie meinen Augen entschwunden. Indessen fing es an zu dunkeln. Ich lief noch einige Schritte vorwärts, in der Hoffnung, sie zu finden. Schlittschuhläufer pfften an mir vorbei, um heimzukehren. Ein dichter Nebel lagerte sich über den See; es wurde völlig dunkel. Um mich herum war es still geworden, nur in der Ferne rauschte das Wasser und unter meinen Füßen keuchte es wie aus dem Rachen eines Ungetümes. Ich lief und lief, kein Lichtlein erblickend und keinen menschlichen Laut hörend. Es war mir, als sei ich schon eine Ewigkeit in diesen fürchterlichen Zustand. Ich schlotterte an allen Gliedern und empfand einen grausamen Hunger. So lief ich wohl dreiviertel Stunden lang; was für eine Angst ich ausstand, kann man sich denken. Mehrere Male kniete ich nieder und betete, Gott möge mich doch aus meiner Lage befreien. Da, als ich gerade auf dem kalten Eis kniete, hörte ich weit entfernt von mir das Pfeifen der Lokomotive. Es war, als hätte mir Gott endlich auf mein Flehen geantwortet. Diesem Pfeifen nach merkte ich, dass ich mehr rechts als vorwärts gedrungen war, gegen den Ausfluss der Zihl, wo es nicht gefroren war. Wäre der Schall der Pfeife nicht dazwischen gekommen, so wäre ich immer so zugelaufen und hätte sicherlich meinen Tod im Wasser gefunden. Ich wendete deshalb meine Schritte mehr links und lief so weiter. Es war Alles still; vor meinen Augen blieb es dunkel.

Endlich, endlich war es mir, als sähe ich ein Lichtlein. Ich steuerte meine Schritte nach demselben zu und erreichte nach langer Irrfahrt das Land, wo ich totmüde zur Erde fiel. Als ich ein wenig gesessen war und Gott für meine Rettung gedankt hatte, begab ich mich nach Hause, wovon ich noch etwa zwanzig Minuten entfernt war. Daheim angelangt, stürzte ich wie wild auf das Essen und nach demselben und einer grausamen Lektion meiner Mutter schlief ich bald ruhig in den Federn.

Unter verschiedenen Begebenheiten gingen meine sogenannten Knabenjahre vorbei. Jede Kleinigkeit mag ich nicht erzählen, da es für euch zu wenig interessant wäre. Bevor ich aber meine Schulzeit beschliessen will, möchte ich noch von zwei Ereignissen sprechen, die mir besonders in Erinnerung bleiben. Das erste betrifft den Untergang des Neptuns auf dem Bielersee im Jahre 1880 am 25. Juli. Wie ihr wisst machte eine Gesellschaft von Herren und Damen der Stadt Biel auf den neuerkauften Dampfer Neptun eine Vergnügungsfahrt nach der St. Petersinsel an einem Sonntag Nachmittag. Es waren solche dabei (ich kannte zwar nur einen Wittwer), die ihre Kinder, die sie hatten, zurückliessen, in der Hoffnung, am Abend wieder glücklich bei ihnen zu sein; aber ach, der Vater kehrte nicht zurück und Waislein wurden die armen Kinder.

Der Mensch ist wie eine Blume. Heute blüht sie in allerschönster Farbe, hebt das Haupt empor wie eine Königin, morgen liegt sie entblättert auf der Erde, ein Sturm hat sie, wie den Menschen, vernichtet.

Auf dem Rückweg ging der Neptun unter; mit ihm manches Leben, das sich vor wenigen Augenblicken noch des Daseins erfreute und vielleicht mit allerlei grossen Gedanken in die Zukunft blickte.

Es kostete lange und grosse Mühe, bis man das Schiff aus seiner Tiefe heben konnte und welch' ein Anblick war es, all' die Leichname darinnen zu sehen! Die Stadt Biel hat in diesen Jahrhundert vielleicht noch keinen so traurigen Leichenzug gesehen, wie den, der Ertrunkenen des Neptun. Leichenwagen an Leichenwagen und dazu strömte der Regen gewaltig, ein Leichenzug, der alle Herzen traurig stimmen musste. Draussen auf den Gottesacker wurden sie zusammen beerdigt, wo Arm und Reich hinkommt, wo man nichts mitnehmen kann, an dem sich das Herz und Auge erlabte. Alles was irdisch heisst, muss irdisch bleiben. Sie wurden auf dem Acker zur Ruhe gebettet, wo so viele Gesichter, die sich einst durch Schönheit ausgezeichnet haben, von Würmern gefressen werden, wo so manche Gestalt, die auf Erden glänzen wollte, als Gerippe abscheulich und eckelhaft, der völligen Zerstörung entgegen geht. Mensch, trachte nicht nach Schönheit und Glanz, es ist nur für kurze Zeit, dann musst du mit deinen Götzen in's Grab, wo die Würmer nicht einmal deiner Schönheit achten.

Ein Denkstein steht über dem Grabe der Verunglückten und erinnert uns, dass auch wir, auf dem Wasser oder auf dem Lande, dem Tode nicht entgehen können; deshalb lasst uns trachten, unsere

Zeit auszunützen, nach den Vorbild Christus zu leben, zu lieben, zu sterben, unser Gewissen nicht mit Unreinem zu beflecken, dann haben wir gethan, was wir sollten, dann müssen wir auch sehen, dass den ganzen Tag knieen nicht unser Lebenszweck ist, sondern das thun, was unsern Nebenmenschen zum Wohl gereicht und uns zur Beförderung im Guten.

Das Zweite betrifft eine Schulreise im letzten Jahre meiner Schulzeit.

Morgens früh reisten wir mit der Bahn fort bis nach St. Blaise, um eine Rundreise über Murten zu machen. Dicke, schwarze Wolken bedeckten den Himmel, und sobald es dem Bielersee entlang ging, fing es an zu regnen. Wir hatten keine gute Aussicht, schönes Wetter für unsere Reise zu erhalten. In St. Blaise angekommen ging es zu Fuss weiter. Die Wolken hatten sich zerteilt und die Sonne schien; das war eine unerwartete Freude für uns. Ungefähr um halb zwölf Uhr Mittags erreichten wir La Sauge, überstiegen die Brücke, unter welcher die Broye fliesst, und den Neuenburger mit den Murtensee verbindet, zogen in der Pension Fehlbaum ein, um dort zu Mittag zu speisen. Bevor das Essen völlig zubereitet war, stiegen wir Knaben auf die verschiedenen Spielapparate. Ich stieg mit einem Metzgerssohn auf eine hölzerne Schaukel, auf der andern Seite sassen auch zwei und so begann das Balanciren. Wie ich bemerkte, war der Balken sehr morsch und mochte zu starke Erschütterung vor Altersschwäche nicht ertragen. Als wir zwei vorne herumbalancirten und die zwei andern hinten in die Höhe zu sitzen kamen, da

sprang zu den Hintern ein grosser Lümmel hinauf. Auf diese Weise zog es die Hintern gewaltig zur Erde und uns zwei vorn schlug es hinauf, dass wir wie Frösche in der Luft zappelten. So fest ich mich auch an den Hebel hielt, so flog ich doch hinunter, indem der Hebel schwächer war als ich und mit mir das gleiche Schicksal erlitt, von der ziemlichen Höhe auf die Erde geschleudert zu werden. Ich fiel auf den linken Arm, der grosse Metzgersohn auf mich — einen Krach und ich fühlte, dass mit meinem Arm etwas vorgegangen war, das üblen Nachteil haben konnte. Der lange Metzgersohn stund auf, heulte wie eine Hyäne, die lange nichts mehr zu fressen bekommen hatte schrie, er habe den Arm gebrochen, was aber weit entfernt davon war. Als ich aufgestanden war, betrachtete ich meinen Arm, welcher mich grausam schmerzte, beim Handgelenk bildete sich eine wüste Gestalt, es glich einen Z. Sofort nahm ich mein Taschentuch hervor, zog es fest um das Gelenk, so dass es den rechten Handgelenk mehr ähnlich wurde. Ich weinte nicht, aber biss die Lippen zusammen und war weiss wie gebleichtes Baumwolltuch. Da kam mein Lehrer und fragte, was mir fehle. Er griff meinen Arm, tastete am Gelenk herum und verursachte mir dadurch Schmerzen, dass mir die Thränen bald gekommen wären. „Es ist nichts, nur ein wenig verrenkt, was bald wieder gut sein wird!“ Das war die Antwort des Lehrers und mein ganzer Trost. Dieser begab sich wieder zum Glas Wein und ich schaute wehmütig dem Spiele der Mitschüler zu. — —

Die Glocke hatte geläutet, die Speisen wurden aufgetragen; ich sass zu oberst am Tisch, zu unterst die Lehrerschaft. Speck und Bohnen waren sonst eine meiner Lieblingsspeisen gewesen, aber an jenen Mittag sah ich in's Teller hinein, als wären Speck und Bohnen diejenigen Speisen, welche mich am meisten eckelten.

„Was ist auch mit den kleinen Hausvater dort droben?“ sagte der Herr Lehrer K., er macht gar kein Gesicht, das sich zu einem Spaziergang passen würde!“ Wie aus einem Munde kam die Antwort von den Schülern: „Är isch abem Gigampfi abe g'heit!“ (Er ist von der Schaukel runtergefallen). „So, so!“ sagte der Herr Lehrer K., stund auf und kam zu mir, fragte mich ob ich mich verletzt habe. Ich zeigte ihm meinen Arm, er betastete das Handgelenk und meinte: „Ja der tausend, der Knochen ist gebrochen, das fühlt man ganz gut!“ Herr Apotheker G. war mit uns gekommen. Er trat auch zu mir und gab die gleiche Antwort wie Herr Lehrer K. Nun nahm man mich bei der Hand führte mich in ein Zimmer. Herr G. machte mir Umschläge mit kalten Wasser, legte meinen Arm in eine Schlinge und riet mir ein wenig auszuruh'n, was ich auch gerne that. Es dauerte auch nicht lange, so schlief ich ruhig ein — — Das Pfeifen des Dampfschiffes weckte mich aus einem, meinem Körper wohlthuenden Schlaf. Ich fühlte mich besser. Meine Taschen waren während des Schlafes von der guten Tochter, die uns serviert hatte, mit allerlei guten Leckerbissen gefüllt worden.

Wir stiegen in's Damfschiff und fort ging es durch die Broye hinauf in den Murtensee. Ich war in die Kajüte gestiegen, um dort einige der Leckerbissen zu verzehren. Der Himmel umwölkte sich wieder und als wir in Murten angelangt waren, fing es, wie am Morgen, an zu regnen jedoch bald viel stärker, und ich schlotterte vor Kälte, zudem kamen noch die kalten Umschläge, auf den Arm. Wir zogen unter Trommelschall durch die Strasse hinaus nach dem Obelisk, der zum Andenken an die Heldenthats der Eidgenossen bei Murten im Jahre 1822 von der Regierung des Kantons Freiburg errichtet worden ist. Derselbe bezeichnet die Stelle, wo die burgundischen Scharen, von den Anhöhen hinunter gedrängt, in den See hineingetrieben wurden. Nach der Schlacht wurden die Erschlagenen in grossen Gruben begraben. Später wurden die Gebeine gesammelt und in eine Kapelle gelegt. Beim Uebergang, 1798, wurde das Beinhaus zerstört, von den Truppen der französischen Republik. Die Inschriften konnten gerettet werden und befinden sich in der historischen Sammlung zu Murten. Das jetzige 63 Fuss hohe Denkmal trägt auf lateinisch die Inschrift:

Den am 22. Juni 1476 durch die Eintracht unserer Väter errungenen Sieg bezeichnet mit einem neuen Denkstein die Republik Freiburg, 1822.

Wir scharten uns um das Denkmal und kräftig tönte das Lied: „Rufst du mein Vaterland“ aus unseren Kehlen. Ich hatte dabei ganz vergessen, den Arm gebrochen zu haben. Ich befand mich ja auf dem Platze, wo die Eidgenossen

das burgundische Heer zur Flucht trieben, wo sie mir und dir zeigten, wie man für's Vaterland in der Not desselben kämpfen soll. Musste da nicht ein Jeder mit Begeisterung auf den Sieg im Jahre 1476 zurückblicken — ?

Wegen dem regnerischen Wetter konnten wir leider verschiedene schöne Plätze bei Murten nicht besuchen und begaben uns in's Bahnhof-Restaurant, oder besser gesagt, in die bedeckte Gartenrestauration desselben, um die Zeit zur Abfahrt des Zuges nach unserer Stadt abzuwarten.

Um zehn Uhr Abends langten wir in Biel an. Obschon wir auf unserer Reise nicht viel Glück hatten, so blieb sie uns doch in freudiger Erinnerung, indem wir doch auf dem Boden gewesen waren, der durch die Geschichte so berühmt ist. Ich schloss mich dem Herrn G. an und Herr Lehrer K. begleitete uns in die Apotheke des Erster'n. Dort angelangt holte der gute Lehrer den Herrn Dr. R. . . Dieser kam und nun bestätigte derselbe, dass ich einen gefährlichen Doppelbruch am Gelenk habe. Der Arm war ziemlich geschwollen und musste ich deshalb fürchterliche Schmerzen aushalten, als der Arm mit einem Gypsverband versehen wurde. Herr Lehrer K. begleitete mich nach Hause und erzählte der Mutter die Begebenheit. Mein eigener Lehrer hatte sich für den verunglückten Schüler wenig bekümmert, dagegen muss ich den Herrn Lehrer K. für seine erwiesene Liebe und Güte rühmen, ebenso Herrn G. Durch die sorgfältige Pflege des Herrn Dr. R. war ich in drei Wochen schon geheilt, und als ich nach der

Rechnung verlangte, gab er mir statt derselben Haselnüsse und ein gutes Glas Wein und sagte, dass Herr Apotheker G. auch nichts verlange. Ueber diese Mitteilung nicht wenig erfreut, reichte ich ihm mit herzlichem Dank die Hand, ging zu Herrn G. und dankte auch diesem für seine Güte. Solche Männer nenne ich Christen. Der gute Herr Apotheker ist seither gestorben, die Erde sei ihm leicht.

Nachdem ich der Schule entlassen war, trat ich bei meinem Bruder, der ein Coiffeurgeschäft hatte, in die Lehre. In meinem letzten Schuljahr hatte ich demselben während der freien Zeit stets geholfen und bekam von ihm alle Monate einige Frankenstücke, womit es mir ermöglicht war, die Kleidungsstücke zur Konfirmation anzuschaffen. Mir war das Studium immer im Kopfe, aber es fehlte mir ja das Geld dazu und dem Bruder war gedient, wenn ich bei ihm, der ich im Coiffeurberuf schon einen ziemlichen Anfang hatte, als Lehrling eintrat. Ich dachte dabei, es sei noch kein Spatz vom Himmel gefallen, ebensowenig ein Gelehrter und der berühmte Matthäus Schinner sei zuerst ein Geisbub gewesen und erst nach Mühe und Fleiss Kardinal geworden. Ebenso erinnerte mich die Geschichte von Martin Luther, dass er zuerst ein armer Bettelstudend gewesen, bevor er Doktor Martin Luther wurde. Dieses tröstete mich. Für viele mag der Coiffeurberuf als gut gelten, für mich war er's nicht. Man kann nicht das Gegenteil behaupten; dass bald und auf leichte Weise dabei schönes Geld verdient ist, aber für

einen Menschen, der nicht nur Speise für den Leib bedarf, sondern dessen Geist auch gesättigt werden muss, ist der Coiffeurberuf ein Grab*) indem der Geist nach und nach zerstört wird, weil ihm eben seine Speise fehlt und dieselbe durch schädliche Symptome ersetzt wird. Wenn ich jetzt mit meinen Musterkasten von Ort zu Ort wandere, da bekommt mein Geist durch so vieles, das ich sehe und höre, Nahrung, welche er verdaut und dadurch kräftiger wird und sich immer mehr und mehr entwickelt. Aber in einem Coiffeurgeschäft fehlt das eben. Was da gesprochen wurde, war für mich sehr schädlich und dennoch musste ich zuhören. Tag ein, Tag aus musste ich drinnen sitzen; Geld, um Bücher zu kaufen, fehlte mir, und die, welche mein Bruder hatte, waren meistens Romane, welche für erfahrene Menschen nicht gut sind, geschweige denn für einen Jüngling. Und doch musste sich der Geist mit Etwas beschäftigen. Es gibt in Coiffeurgeschäft in den Wochentagen meistens wenig zu thun, die grösste Arbeit fällt auf Samstag und Sonntag. Da sitzt dann der junge Mensch da, denkt an das, welches im Geschäfte von Menschen, die nur an das Vollbringen ihrer sinnlichen Lüste denken, gesprochen wurde. Dann kommt ein Fräulein in's Geschäft, um ihre Haare brennen zu lassen, wobei der Stoff, der dem Geiste schädlich ist, im Menschen abscheuliche Fantasien erweckt, noch vermehrt wird.

*) Für den Meister zwar nicht so, wie für den Arbeiter, für diesen ist es nicht mehr als ein Grab.

Wie gesagt, für mich wurde dieser Beruf zur Last. Mein Geist strebte nach Höheren, als sich mit den Trägern solcher Dinge abzugeben. Dabei rührte ich die Sachen so dumm an, dass bald ein Fensterglas, bald dieses oder jenes zerbrochen wurde. Mein Geist fühlte sich eben gebunden und rang nach Freiheit.

Ein Jahr habe ich mich geduldet, bis ich endlich nicht mehr bei dem Beruf bleiben konnte. Ich schüttelte mein Joch ab, um ein leichteres auf mich zu nehmen. Jetzt bin ich Tuchreisender; aber mein Geist ist noch nicht zufrieden, das Studium steckt noch in mir und ich werde sicherlich einst sehen können, dass meine Hoffnung nicht umsonst war, aus der Tiefe geht's in die Höhe.

Der Reisende hatte seine Erzählung beendet. Die Frau und ihre Tochter ermutigten ihn, nach seinem Ziele fortzusteuern, wenn es auch noch durch Dornen gehe. Was lange währt, kommt endlich gut! — —

Bald sehen wir den Jüngling mit seinen Musterkasten wieder auf dem Wege. Unten schwenkt er rechts ab, um seine Bahn nach Borgen fortzusetzen,



III. Kapitel.

In Barga ist so ziemlich in der Mitte des Dorfes hinter einem grossen Landhaus ein Stöcklein, rings von Obstbäumen umgeben. Rechts erhebt sich ein kleiner, mit Gras und Bäumen bedeckter Hügel, worauf das Schulhaus steht. In diesem Stöcklein wohnte ein Hühnerhändler mit Frau und Kinder. Der Mann war weit und breit unter dem Namen „Hühnerchristen“ bekannt. Mit seinem Handwagen zog er durch die naheliegenden Dörfer, kaufte Hühner und Eier, um das Gekaufte meistens auf dem Bieler Wochenmärkten wieder abzusetzen.

Es war ein guter Mann, dieser Hühnerchristen. Er trug Sorge, dass den Tieren kein Schaden zukomme. Er ging nicht so unbarmherzig mit ihnen um, wie es die meisten Hühnerhändler thun. Er war auch sehr gläubig in die Methodistenkirche eingetreten.

Die Strahlen der Sonne drangen durch das Baumwerk und dem Hühnerchristen sein Stöcklein lag friedlich, wie eine Kapelle, da. Nur das Gackern der Hühner und etwa das Lachen eines Kindes waren die Unterbrechung völliger Ruhe.

Der Tuchreisende war in das Stöcklein eingetreten. In der Küche war die Frau mit dem Kuchenbacken beschäftigt.

„Grüss Gott liebe Frau! Wie es scheint, seid ihr am Backen? Nun da werden sich die Kinder auf die Vollendung freuen.“

„Ah, seid Ihr's! Grüss Gott mein Herr! Ich bin am Backen, weil der Betttag vor der Türe steht und es der Brauch ist, an diesen Tag Kuchen aufzustellen, so muss auch ich daran denken, zumal die Kinder mich immer daran erinnern. Zwar finde ich, dass das Kuchenessen ganz und gar nicht zu einem Buss- und Betttag passt“.

Nun, das ist die Hauptsache nicht, was man an einem Betttag isst und ein Stücklein Kuchen schadet dem menschlichen Herzen nicht. Gott wünscht uns ja alles Gute und Christus selbst hat einst gesagt: „Was zum Munde hereingeht, verunreinigt den Menschen nicht!“ Man muss diesen Spruch nur recht verstehen. Jedoch wo ist euer Mann“?

Die Frau führte den Reisenden in das kleine aber saubere Zimmer, wo der Hühnerchristen beim Tisch auf einem Stuhle sass und das „Berner Sonntagsblatt“ las. Nachdem sie gegenseitig gegrüsst hatten, nahm der Reisende auf einem angewiesenen Stuhle Platz und es entspann sich folgendes Gespräch:

„Habt ihr hier im Dorfe Geschäfte machen können mit euren Mustern“?

„Danke, Christen, es ging ziemlich gut; dachte euch noch zu besuchen und bin recht froh, dass ihr zu Hause seid. Wie geht's im Handel?“

Ich bin zufrieden, aber schon alt und die Reise nach Biel ist weit, dazu noch immer den Wagen ziehen. Wenn man älter wird, da vergehen die jungen Beine und mit den grauen Haaren fangt's an, auch in den Gliedern zu

grauen. Ich bin schon so lange in der Methodistenkirche und mein Bestreben war immer, so recht zu leben, wie es die Regeln und Grundsätze derselben erfordern. Man kennt mich weit und breit als den Hühnerchristen und weiss, dass ich mir Fleiss und Mühe gebe, meine Familie zu fristen und die Zinsen pünktlich zu bezahlen. Ich habe mir bei meinem Handel auch einiges Geld erspart. Nun war's schon lange mein Plan, Ross und Wagen zu kaufen, damit ich besser meinen Beruf vollziehen kann. Ich ging deshalb zum Prediger, der ja ziemlich gut bestellt ist, und bat ihn, mir noch das fehlende Geld zu leihen, mit dem Versprechen, es mit Zinsen zurückzugeben. Aber denkt, der Prediger that es nicht und mit ihm noch mancher wohlhabende Methodist. Der Prediger hält immer so schöne Vorträge über „Liebe deinen Nächsten“ oder „Bittet so wird euch gegeben!“ Aber er selbst thut nicht, was er predigt und so viele Glieder dieser Kirche, sie gehen hin und her mit Traktaten, aber wenn sie, die sie's ja haben, mit Geld aushelfen sollen, dann sind sie wie Heiden geworden, die einen Bibelspruch nicht mehr verstehen können. Es gibt ja schon Mitglieder, die sich nur haben aufnehmen lassen, damit man ihnen in der Gemeinde der Frommen aushelfe, und auf diese Weise suchen dieselbe zu profitieren. Aber mich kennt man schon so lange als den gleichen Hühnerchristen und weiss dass ich Niemanden zu profitieren suche. Hätte ich meiner Frau gehorcht, sie ist gottesfürchtig, aber will von der Sektirerei nichts wissen. Es gibt einige gute, fromme Seelen

in jeder Gemeinde, aber die Mehrzahl ist Spreu, ohne Kern. Dann wollen noch die ärgsten Heuchler herumzieh'n, andere zu bekehren, indem sie selbst eher schlechter sind als die andern. Sie meinen, wenn man gut beten könne, recht viel Sprüche aus der Bibel auswendig gelernt habe, mit frommen Fratzen, wie einst die Pharisäer, einherrete, schöne Redensarten führen und sich nach den Grundsätzen der Kirche halten, dann seien sie Christen! Ei wie gut auf diese Weise Christ zu sein! Die Methodistenkirche will nach dem Vorbild der ersten christlichen Gemeinden dastehen. Aber, mein lieber Freund, wenn wir die Geschichte der ersten christlichen Gemeinden lesen, dann stimmt es nicht ganz überein.

Die ersten christlichen Gemeinden lebten ganz nach dem apostolischen Satze: „Lasset uns Gutes thun an Jedermann, allermeist aber an den Glaubensgenossen!“ Selbst vor dem augenscheinlichen Tode schreckten sie nicht zurück, Gutes zu thun, so viel sie vermochten. Als im Jahre 250 in Alexandrien die Pest ausbrach, schienen sich viele Christen ganz zu vergessen, besuchten ihre Kranken, thaten ihnen Gutes, so viel sie vermochten und dienten ihnen, auf welche Weise auch sie von der Pest ergriffen wurden und starben. Sie liebten einander also, dass die Heiden oft erstaunt ausrufen mussten: „Seht, wie sie einander lieben!“ Ja ein alter Schriftsteller sagt von ihnen: „Sie leben im Fleische, aber nicht nach dem Fleische! Sie wohnen auf Erden, leben aber im Himmel! Was im Körper die Seele ist, das sind in der

Welt die Christen!“ Aber mein lieber Freund, wie viele Christen gibt es in allen den Sekten? Es sind so viele Sekten und jede Sekte trägt einen andern Mantel der Frömmigkeit, die Aufrichtigkeit ist selten zu finden!“ Der Reisende hatte still zugehört. Von Zeit zu Zeit nickte er dem Hühnerchristen, um ihm damit zu zeigen, dass er mit seiner Meinung einverstanden sei. Die Frau trat in's Zimmer und stellte einen Teller mit einigen Stücken Kuchen auf den Tisch, und bat den Gast, gefälligst anzubeissen. Er ergriff dankend ein Stück und während er dasselbe ass, erwiderte er dem Hühnerchristen folgendes:

Ihre Meinung ist dieselbe welche auch ich habe. Ich muss einsehen, dass die Sekte eher eine Art Fabrik, als eine christliche Gemeinde ist. Man will da Bekehrte fabrizieren, wie in einer Fabrik Uhren. Es wird darauf gesehen, eine grosse, verbreitete Gemeinde zu haben. Wer sagt: „Jesu Blut hat mich rein gewaschen von allen Sünden,“ der wird als Bekehrter angesehen. Meistenteils wird bei diesen Bekehrten als Sünde gehalten was ihnen dünkt und der jesuitische Spruch: „Der Zweck heiligt die Mittel“ findet bei ihnen oft Anwendung. Dann wird in den Bericht eingetragen: „In diesem Jahre wurde in unserer Gemeinde so und so mancher bekehrt!“ Bekehrt! o über dieses Wort wäre viel zu sagen; die Sektirer fassen es gar leicht auf! Ja es ist in allen Sekten das Gleiche. Eine Sekte will besser sein als die andere; eine Sekte will mehr Mitglieder haben als die andere und sucht oft noch Mitglieder anderer Sekten für sich zu gewinnen.

Das ist ein Rennen und Jagen, um Bekehrte zu erhalten, wie bei den Bienen, welche von einer Blume zur andern fliegen, um aus den Säften, die sie sammeln, recht viel Honig zu erhalten. Doch nicht genug, es werden Militärschulen für Rekruten der Heilsarmee gegründet und unter Musik und Trommelwirbel, uniformiert, unter der Leitung des Marschalls oder der Marschallin, zieht diese Armee abtheilungsweise von einem Ort zum andern (wenigstens wo man sie einlässt) mit dem Eroberungsgedanken, alle Herzen für sich zu gewinnen! Und dann noch Etwas! Die Prediger müssen bezahlt sein, und das kommt auch aus den Taschen der Mitglieder, welche meistens der arbeitenden Klasse angehören. Nun, der Arbeiter, die Arbeiterin, gibt von dem sauer verdienten Lohn, muss dabei oft desswegen am Mund absparen. Doch das wäre noch erträglich. Aber wenn man, wie es unser Prediger jetzt thut, in der Strasse Zimmer mietet, wo die Wohnungen am theuersten sind; einen Salon wie Rentier B. herstellt und überhaupt Alles grossartig hält, wie es zu einem Sektenprediger, der sich als Jünger, als Nachfolger des schlichten Heilands, der nicht ein Plätzchen hatte, um sein Haupt zur Ruhe zu legen, nicht im Geringsten passt, sich's so bequem macht, dann weicht der Prediger, der die Regeln der Kirche abliest, am meisten ab! Also arme Leute, noch ärmere als ich und ihr, bezahlen den Gehalt des Predigers, damit er, wie der Papst im Stuhl sitzen kann, in einem grossen, schönen Zimmer, während seine Mitverbundenen vielleicht in einem Zimmerlein wohnen, in welchem die Luft

für die Lunge schädlich ist. Dann weiss der arme Prediger der Gemeinde so schön zu sagen: „Wieder so und so viel Defizit, thut eure milde Hand auf und deckt mit eurem Scherflein dasselbe, ihr legt das Geld ja auf die Himmelsbank“, dass mancher seinen letzten Pfennig giebt.“

„So ist es,“ sagte der Hühnerchristen „und wir bezahlen doch Kirchensteuer und haben so viele, gute Pfarrer in unsern Landeskirchen; warum nicht die Predigten derselben besuchen?“ „Und ihr Meister“, er geht auch und predigt von „Liebe üben“ und „Gutes thun“; doch wie hat er es mit dem vorigen Reisenden gemacht? Er gab ihm fast kein Geld für die Reise, und so kam es nach und nach dazu, dass der arme Teufel, Gott verzeih' mir dieses Wort, Unterschlagungen machte und eingesperrt wurde. Als die Sache entdeckt worden war, ging der fromme Mann so unbarmherzig um mit dem Manne, der Frau und Kinder hat, dass man eher meinen sollte, er sei aus Mittelfrika entsprungen, statt als Hilfsprediger von einer Methodistenkirche!“)*

Ja, ja, Christen, so ist die Sache. Ich war an der Gerichtsverhandlung, hätte aber nicht geglaubt, dass dem so sei, sondern hielt diesen Herrn P. für ein schlechtes Individium; nun muss ich aber selbst einsehen, dass die Schuld auf meines Herrn Meisters Seite liegt, und habe ich die

**) Möge der fromme Seelenkäufer sich dieses merken und statt ungelehrte Weiblein verrückt zu machen, seinen Nächsten besser behandeln!*

Hoffnung, er werde es mit mir noch ärger treiben wollen, weil ich noch jung bin! — Doch — kommt Zeit, kommt Rat!“

Es wurde noch Verschiedenes besprochen, bis endlich der Reisende sich erhob, um in Bergen noch einige Geschäfte zu machen. Er war sehr erfreut über das, welches der Hühnerchristen zu ihm gesprochen hatte.

Als der Abend hereingebrochen und der Reisende seine Route in Bergen beendet hatte, begab er sich auf den Bahnhof Aarberg, um heimzureisen und den andern Tag, den eidgenössischen Buss- und Betttag zu Hause zuzubringen.



IV. Kapitel.

Ein Jahr ist seit dem Zusammentreffen des Tuchreisenden mit dem Hühnerchristen verflossen. Ersterer ist auf einer Reise nach dem Oberlande. Nachdem der Zug oder die Eisenbahn ihn von Bern über mehrere Stationen geführt hat, haltet der Zug und: „Thun aussteigen, sitzen bleiben für nach Scherzligen-Interlaken!“ ertönt der Ruf des Condukteurs. Der Reisende, der durch den Verlauf eines Jahres schon ein ganz anderes Aussehen erhalten hatte, welches mehr einem Geschäftsreisenden gleicht, denn früher, steigt mit seiner Marmotte aus dem Waggon auf den von ihm noch nie betretenen Boden. Dutzende von Händen reckten nach ihm, aber nicht, um ihn, den Tuchmusterhelden, etwa mit einem Willkommen freundlich die Hand zu drücken, sondern für einige Pfennige seinen Musterkasten in dieses oder jenes Hotel zu tragen. Der Reisende winkte allen ab. Potztausend, denkt er, mir meinen Musterkasten in's Hôtel tragen! Hätte ich nur Geld genug bei mir, um wenigstens einen Tag und eine Nacht nicht die Sorge tragen zu müssen: „Was werde ich essen, wo werde ich schlafen?“ Ja, sprach er vor sich hin, ich bin doch ein furchtsamer Kerl! Beim Meister habe ich so viel Geld zu stehen und muss nun da herumreisen mit einem Franken in der Tasche. Nun ich wollte schon seit elf Monaten mit dem Herrn Patron abrechnen, aber er ist nicht

dazu zu bringen. Und dann, ist der bestimmte Tag da, wo ich da oder dorthin reisen soll, da verschwindet der Herr Patron und die Frau sagt mit einer Miene der grössten Unschuld, sie wisse nicht, wo der Kassenschlüssel sei, reicht mir einige Franken und sagt: Geht, geht, sonst kommt ihr zu spät auf die Bahn!“ und der dumme Kerl geht, um dann, am Ort angekommen, wie ein Bettler dazustehen. Nun ich habe mir in der Bahn schon den Plan gemacht, nach dem Dorfe F. zu gehen, dort einen Bekannten aufzusuchen und ihn um Aufnahme in sein Haus zu bitten, bis ich im Besitze von Geld bin. Nein, es ist aber doch verdammt, ein solcher Geschäftsmann, der seine Angestellten nicht einmal bezahlen will, ja ihnen nicht einmal das Essen gönnt! Das heisst, er gönnt mir eigentlich schon das Essen, aber das ist ihm nicht recht, dass der Unterhalt aus meinem verdienten Geld bezahlt werden soll! Ja, etwa sowas: eingeladen zu werden, um nichts bezahlen zu brauchen und den Schmarotzer zu spielen, das gefällt meinem Herrn Patron. Nun ich werde sofort eine Postkarte schreiben, damit ich morgen Abend Geld erhalte und hoffentlich wird er mir so dreissig bis vierzig Franken senden. Drei Wochen soll ich in diesen Gegenden reisen; das ist zu machen, aber ich muss auf jeden Fall mit Geld versehen sein. Ohne Geld hat man keinen rechten Mut zum Reisen und Hunger leiden darf man beim Musterlen auch nicht, sonst geht's schlecht! Ja, der tausend, seit zehn Stunden habe ich nichts in den Magen bekommen. Ich muss absolut ein Stück Brot und eine Tasse Kaffee nehmen — —!

Dies hier muss die Aare sein; wie die schäumend dahinfließt! Und hier, über diese Brücke werde ich sicherlich in die Stadt, zur Post und in's Kaffeehaus gelangen! Hoffentlich wird man in Thun wohl eine Tasse Kaffee und ein Stück Brot bekommen! — — Halb vier Uhr ist's! Ich werde also — — Ah, wie schön! Das muss der Niesen sein und da die Jungfrau, der Mönch, der Eiger und — — he! lieber Knabe ist das nicht die Blümlisalp da? —“ „Ja das ist die Blümlisalp —!“ Also, die Blümlisalp! Herr, ist das ein prachtvolles Panorama! Ach da würde ich bald vergessen, dass ich nur noch einen Franken in der Tasche habe, wenn ich zu lange dieses herrliche Alpenbild ansehen würde.

* * *

Nachdem der Reisende auf der Post seine Sachen ausgerichtet, eine Tasse Kaffee und ein Stück Brot ihm den Hunger ein wenig gestillt hatte, lief er in die Stadt hinauf. Seine Marmotte hatte er im Kaffeehaus gelassen, um sie auf dem Rückweg wieder zu nehmen, indem er ein wenig nach dem See hinaus spazieren wollte. Es war ein heisser Tag. Von Südwesten her zogen langsam dunkle Wolken; gegen Osten war der Himmel klar und die Berneralpen, von der Blümlisalp bis zum Eiger schauten frei, wie Hüter des Landes mit ihren schneebedeckten Häuptern über den Thunsee. Der Reisende schritt bald dem Ufer des See's entlang und erreichte das Schloss Hünegg. Er

setzte sich auf eine von Bäumen beschattete Bank. Er schien alle Sorge vergessen zu haben; mit ruhigen Herzen schaute er hinüber zu den Alpen, welche ihn ganz bezauberten.

* *

Der Abend war hereingebrochen, der Himmel hatte eine andere Gestalt angenommen; dunkle Wolken bedeckten denselben und schwere Regentropfen fielen auf die Erde. Der Tuchreisende hatte das Dorf „Steffisburg“ passiert und stieg den Hügel hinan, neben dem Wegweiser „Schnittweierbad“ vorbei und kam in den Wald. Man hatte ihn in Steffisburg gut unterrichtet, welchen Weg er einzuschlagen habe, dessenungeachtet lief er wie irrend durch den Wald.

Endlich kam er unter freiem Himmel. Ein Blitz zuckte, wobei er links ein Haus wahrnahm. Das musste das Haus seines Bekannten sein. Wieder beschien der Blitz den Boden rings um ihn und ein furchtbares Rollen des Donners liess sein Echo von den Felswänden zurückvernehmen. Als der Reisende näher gekommen schlug der Haushund an und alsbald trat eine Frau mit einer Laterne aus der Hausflur. Sie wollte sich in den Keller hinab begeben, als ihr die Tritte des Fremden vernehmbar wurden und mit ihrer Laterne vor sich leuchtete. Sie erblickte den Ankömmling und blieb stehen, während der Haushund an der Kette, bellend den Fremdling empfing. Der Reisende war in die Hausflur gelangt.

„Guten Abend, liebe Frau; wohnt hier der Fost, oder bin ich nicht beim rechten Haus? Ja, doch, der wohnt hier. Seid so gut und kommt hinein!

Die Bäuerin führte ihn in eine grosse Küche hinein. Links öffnete sich eine Thüre und der Schein einer Lampe fiel auf den Küchenboden.

Da erschien ein Mann auf der Schwelle, barfuss und in Hemdärmeln.

„Guten Abend, Fost, wie geht's?“

„Eh, guten Abend! Du hier? Komm' hinein, wir haben uns seit zwei Jahren nicht mehr gesehen; das freut mich recht dass du kommst“.

Der Reisende war eingetreten und nun wurde Dieses und Jenes erzählt, wie es geht, wenn sich zwei Bekannte wieder finden, nachdem sie einander so lange nicht mehr gesehen haben. Der Fost stellte seiner Frau den jungen Menschen als einen guten Bekannten vor und diese hiess ihn freundlich willkommen. Der Bauer reichte ihm einen Teller voll schöner, schwarzer Kirschen und meinte, wenn das Wetter dann schön sei, könne er dann selbst einmal hinauf auf den Baum und versuchen wie die Kirschen schmecken wenn man sie auf dem Baum isst.

Die Bäuerin kam bald darnach mit heissem Kaffee und Milch, frisch von der Kuh, aus der Küche, stellte dem Gast dasselbe auf den Tisch nebst einer extra schönen, mit Blumen bemalten Tasse, Butter, Honig und Schwarzbrod. Der Jüngling liess sich das gefallen, denn seit früh

morgens hatte er nur eine Tasse Kaffee und ein Stück Brot in den Leib bekommen.

Der Jost zog eine grosse Pfeife von der Wand, stopfte sie mit Tabak, zündete an und blies grosse Rauchwolken vor sich hin. Der Musterler liess sich das Essen schmecken und meinte, er habe seit manchem Tag kein so gutes gehabt.

Da kamen zwei Bursche in das Zimmer, einer mochte zwanzig und der kleinere fünfzehn Jahre alt sein. Der Aeltere setzte seine Laterne auf den Ofentritt und kam langsam näher, nahm auch eine Pfeife von der Wand, wo noch etwa fünf solcher Dinger angehängt waren und setzte sich auf eine Bank hinter dem Tisch, indem er bedächtig den Rauch hinauf blies, welcher eine Anzahl Ringe in der Luft bildete. Der jüngere Bursche setzte sich auf den Sandsteinofen und blickte fragend nach dem Fremden. Jost sagte, hier sei ein Bekannter von ihm, aus Biel; zum Aelteren gerichtet, meinte er: „Wenn du Tuch für Hosen oder einen Kittel*) nötig hast, dann kannst du morgen früh dir ein Muster auslesen!“

Nachdem der Bauer seinem Bekannten noch von seinem Vieh, seinen Feldern, Obstbäumen und Hauswesen verschiedenes erzählt hatte, nachdem noch Dieses und Jenes besprochen wurde, begaben sich alle in's Bett und stille lag das Haus dort ob dem Walde. Alle schliefen bald sanft und so gut, dass das Rollen des Donners, das Aechzen des Sturmwindes sie nicht aus demselben aufwecken konnte.

*) Rock.

V. Kapitel.

Mehrere Tage sind seitdem verflossen. Der Tuchreisende hat sein Quartier noch oben bei den guten Bauersleuten. Warum bleibt er so lange dort? Die Bauersleute, sein Freund Jost hat es freilich gerne gesehen, dass er unter sein Dach kam, um einige Stunden bei ihm zu verweilen. Aber der Mann, wie es der Reisende ihm so halb ansehen konnte, hatte ihn endlich doch genug gesehen, und es wäre ihm vielleicht lieb gewesen, der Reisende ginge nun fort, um ihn später wieder einmal zu besuchen. Letzterer wäre wirklich auch gerne gegangen, denn es war nicht seine Lust; den Leuten zur Last zu fallen, aber der siebzehnjährige Tuchreisende, der auf sein Schreiben hin 10 Franken, schreibe zehn Franken, im totalen, erhalten hatte und mit diesen also drei Wochen im Oberland herumreisen sollte, war zu zaghaft, um den Geschäftsherrn einen Brief zu schreiben, in dem man einem solchen niederträchtigen Manne den Standpunkt klar macht. Dazu war er einstweilen auf diese Stelle angewiesen, wenn er etwas verdienen wollte. Dem Herrn kam es nicht in den Sinn, während den drei Wochen seinem Reisenden noch etwas Geld zu schicken, dagegen erfreuten ihn die vielen guten Bestellungen, die der Reisende in's Geschäft sandte. — —

So ging denn der arme Tuchreisende am Morgen auf einen Strich aus und kehrte am Abend

müde und hungrig wieder heim. An manchen Orten auf dem Lande wurde er nach einem abgeschlossenen Geschäfte mit einen Glas Brantwein und einen Stück Schwarzbrot bewirtet; aber der Reisende liess sich zum ersteren nie bewegen, wohl aber zum Brot, denn der Hunger ist ein guter Koch und das Brot ist gut für den Hunger. So oft er zum Essen kam, musste er sich sagen: Ich bin bei meinen Verhältnissen dennoch glücklich, das heisst, glücklich ist ja kein Mensch, wenn man es gründlich nehmen will, aber neben manchen armen Menschen, der nicht einmal Das hat, was ich habe, bin ich doch reich —! Die Reichen sind nie zufrieden. Während ein Mensch, der sich sauer durch's Leben schlagen muss, mit einem einfachen, kärglichen Essen und einem Bett, oft nur einem Strohsack sich zufrieden stellt, fährt der Kapitalist unruhig herum, wo er sich um das Essen nicht zu sorgen braucht, in einem schönen Himmelbett schlafen kann; wenn es heiss ist, im kühlenn Saal sitzt und vom feinsten Wein trinkt, und wenn es kalt, im kostbaren Pelzmantel erscheint. Er ist nie zufrieden. Warum? Weil er es zu gut hat, weil er Geld und Gut in Ueberfluss besitzt! Da ist eigentlich der Arbeiter, der sich von solchen Herren unterdrücken lässt und schmal leben muss, dumm, wenn er sich zufrieden stellt! Der Reisende war deshalb auch dumm; denn solchen Herren, welche den Verstand nur im Gebetbuch und im Geldschrank haben, sollte man an einem besseren Orte im Kopfe, wo der Verstand hingehören sollte, einen Nagel einschlagen und denselben dort anhängen, damit

er die Dinge, die er bisher übersehen, bemerken müsste.

Neben der Arbeit thut eine Erholung gut. Dieses sagte sich der Reisende auch, und da er ein grosser Naturfreund war und auch gerne Altertümer sah, machte er sich eines schönen Morgens auf die Beine, um auf der neuen Thunseestrasse nach der Ruine Unspunnen zu gehen. Er wollte sich ein wenig dem Alltäglichen entziehen, und sich an den Natur- und längst zerfallenen oder noch halbstehenden Menschenwerken zu erfreuen. Er hatte in einer kleinen Reisetasche ein Stück Brot, ein Stück Rindfleisch und einen Schoppen Milch. Mit diesem wollte er sich auf seiner Reise sättigen.

Thun mit seiner auf dem Hügel stehenden Kirche und dem alten Schloss lag bald hinter seinem Rücken und vor ihm erblickte er das Dorf Hilterfingen, das im Morgenfrieden da lag und von den ersten Strahlen der Sonne begrüsst wurde. Auf der Anhöhe über Hilterfingen schaute das schon genannte Schloss Hünegg, das verlassen sich über den Spiegel des Sees erhebt, über dessen Fläche das Dampfschiff seine weithin kräuselnden Wellen zieht, — hinab. Nach kaum einer Viertelstunde Weiterreise gelangte er nach Oberhofen, dessen Schloss, das seit Jahrhunderten sich von der Erde erhebt, das aber gut renoviert; ein Schmuck für das Dorf ist. Der alte Turm drängt den forschenden Blick in die Vergangenheit zurück, darin sich die Dichtung mit der Wirklichkeit vermählt und die Sage erzeugt.

Der Reisende trat näher zum Schlosse, dessen Thor geschlossen war. Da erblickte er einen Mann vor dem Schulhause; es war der Schulmeister von Oberhofen. Der Reisende lüftete seinen Hut und frug den Schulmeister, ob man das Schloss besuchen könne. „Es ist jetzt noch früh“, meinte er, „aber vielleicht könnt ihr es doch thun“! — „Das ist ein sehr altes Schloss“, fuhr der Reisende weiter, „aber es sieht recht nett aus. Könnt ihr mir vielleicht näheres darüber sagen?“ Der freundliche Schulmeister war gerne geneigt und sagte ihm, dass Oberhofen, als Landschaft zu der aus den Trümmern des transjuranischen Burgundes hervorgegangenen Provinz des deutschen Reiches, die der Enkel der Königin Bertha an Kaiser Heinrich IV. (1030) übergab, gehörte. Nach dem Tode des Verwesers, Rudolf von Rheinfelden, Herzog von Allemanien, wurde (1080) Herzog Berchthold IV. von Zähringen, Reichsverweser von Burgund. Herzog Berchthold starb kinderlos. Im XIII. Jahrhundert herrschten über die Landschaft Oberhofen die Freiherren von Oberhofen. Ihr Herscherstamm starb aus, und die Herrschaft ging an das Haus von Eschenbach, durch die Vermählung der Tochter Luitgards, Ita von Oberhofen mit Walther von Eschenbach, über. Die Teilnahme Walthers von Eschenbach an der Ermordung Kaiser Albrecht's (1308), brachte auch diesem Geschlecht den Untergang. Bern begann dieses Gebiet an sich zu ziehen. Im Jahre 1398 ging die Herrschaft auf die Familie von Seftingen und Scharnachthal über. Bern behielt was es sich erworben. Das Haus von

Scharnachthal erlöschte im Jahre 1590 und Oberhofen kam unter die Familie von Erlach an die bernische Landvogtei. Jetzt gehört das Schloss dem Herrn von Pourtalès. — — Der Schulmeister hatte mit seiner Oberhofenchronik geendigt und läutete an der Schlossthüre, indem er den Reisenden um seinen Namen frug. Der Reisende nannte denselben. „Wie?“ meinte der Lehrer, „Ihr seid ein Herr . . . ? — Also sehr wahrscheinlich mit dem verstorbenen Herrn K . . . , der so lange in Oberhofen Lehrer war und von allen so geliebt wurde, verwandt?“ — — „Ja, es war mein Onkel!“ erwiderte der Reisende. Der Schulmeister frug ihn, ob er wohl auch Lehrer studiere. Als ihm der Jüngling aber erzählte, er sei Tuchreisender, da zog der Lehrer die Augenbrauen zusammen und meinte, so viel er sehe, passe dieses Geschäft nicht für einen Jüngling, wie er sei. „Kommt Zeit, kommt Rat!“ sagte der Reisende, und habe ich Geld und Rat, dann folgt die That!“ — Die Thüre der Schlosspforte öffnete sich und eine Frauengestalt erschien. Es war die Pförtnerin.

Trinele, sagte der Schulmeister zu derselben, dieser Jüngling möchte das Innere des Schlosses betrachten. Der verstorbene Lehrer K . . . , der euch so lieb war, ist sein Onkel gewesen.

„Ei was!“ Kommt hinein, ich will euch Alles zeigen.

Der Jüngling dankte dem Lehrer für seine Güte, dann schloss sich hinter ihm die Türe wieder zu und er befand sich in den Mauern des alten Baues und betrachtete, von der Katharina geführt,

die verschiedenen Teile des Schlosses und den schönen Garten. — Am meisten interessierten ihn die vom Grafen Albert von Pourtalès, gew. preussischen Gesandten in Paris, bestellten und im Auftrage seiner Wittwe, Gräfin Anna von Pourtalès, Oberhofmeisterin der Kronprinzessin von Preussen, ausgeführten Glasmalereien, welche in 18 Medaillons, mit Wappen und Nebenstücken, die Geschichte Oberhofens, seiner Besitzer und Umgebung darstellt. In der ganzen Arbeit hatte er eine Uebersicht der verschiedenen Style der Glasmalerei vom XII. bis zum XVII. Jahrhundert mit deren Trachten.

Die 18 Medaillons sind in 6 Fenstern nach folgender historischer Einleitung angeordnet:

XII. Jahrhundert: St. Beatus treibt den Drachen aus der Höhle. Das Untier haucht beim Anblick des Kreuzes sein Leben aus. St. Beatus schwebt, Kraft seiner Heiligkeit, auf seinem Mantel über den See.

Das Wappen ist dasjenige Alt-Burgunds, der Zähringer Herrschaft wegen, die Leiter und Ordner dieser Gegend waren.

In einem dritten Medaillon ist die Predigt Justus von Einigen, Mitbruder des heilig. Beatus, dargestellt. Beatus sieht den Bösen, die während der Predigt Schlafenden aufschreiben. Da das Pergament zu kurz ist, so streckt der Teufel dasselbe so sehr, dass es reisst und er dadurch rücklings über die Bänke purzelt, wobei Alle aus dem Schlaf erwachen. Beatus freut sich als ein gewöhnlicher Mensch an der Rettung der Gläubigen —

verliert aber desshalb die Kraft seines Mantels, der ihn nun nicht mehr trägt.

In diesem Jahrhundert war die Glasmalerei in ihren Anfängen. Noch in Mosaik-Geschmack mit eingebrannten Zeichnungen.

XIII. Jahrhundert. Neue Schule der Glasmalerei aus dem Studium der italienischen Kunst hervorgegangen. Dieses Fenster ist dem alt-burgundischen Hause der Freiherren von Oberhofen gewidmet, welches in den allemanischen der Eschenbacher ausstarb.

In drei Medaillons ist dargestellt: Die Stiftung des Klosters Interlaken, durch Seilger von Oberhofen im Jahre 1130. Dann die Vermählung der Ita von Oberhofen, Erbin des Hauses, mit Walther von Eschenbach. Das dritte Medaillon stellt den Landtag zu Oberhofen unter dem Vorsitz des Grafen Peter von Buchegg (1252) dar. Witwe Luitgard von Oberhofen, die Mutter Itas, macht dem Kloster Interlaken eine Vergabung.

XIV. Jahrhundert. Darstellung im Bänderstyl, der eine eigene Fachschule der Glasmalerei bildet, ausgeführt. — Geschichte des Hauses Eschenbach und seines Feindes Habsburg-Oesterreich.

1. Medaillon: Ermordung Kaiser Albrechts I., im Jahre 1308. Walther von Eschenbach fällt dem Pferde in die Zügel, Johann Herzog von Schwaben durchrennt den Hals seines Oheims mit dem Speer. Rudolf von Bahn holt zum Streich aus, ihm das Haupt zu spalten.

2. Medaillon: Walther von Eschenbachs Tod als armer Hirte.

3. *Medaillon: Bern treibt die Oesterreicher aus dem Lande, (1398). Habsburgs und Kyburgs Löwen fliehen, die Banner von Thorberg, Oesterreich und Nidau sind zerfetzt, siegend stürmt der Mutz mit seiner Hellebarde daher.*

XV. Jahrhundert. Entwickelte gothische Schule. Dieses Fenster ist den Bernergeschlechtern von Seftigen und von Scharnachthal gewidmet. Uebergabe Oberhofens als Mannlehen den Familien von Seftigen und von Scharnachthal im Jahre 1398 durch Bern. Erste Messe in der vom Schultheis Nicklaus von Scharnachthal gestifteten Schlosskapelle.

Scene aus der Murtenschlacht, Nicklaus, Alt-Schultheiss von Scharnachthal führt den Befehl der Berner bei der Bestürmung der Gezelte Karls des Kühnen; — die Zeichnungen sind diejenigen, die Diebold Schilling aus den Randzeichnungen seiner Chronik entnommen.

XVI. Jahrhundert. Im neuen aufgenommenen Renaissancestyl ist dieses Fenster, der Familie von Scharnachthal ausschliesslich gewidmet.

Uebergabe des Städtchens Blumenfeld (aus der Verheerung des Hegau, 1499). Rudolf von Scharnachthal befehligt die siegreichen Berner.

Familienleben in Oberhofen unter Hans Beat von Scharnachthal in der Zeit 1512—1544.

Erlöschen des Hauses von Scharnachthal (1590). Die Berna bekränzt den gestürzten Schild mit Lorbeer.

XVII. Jahrhundert. Fenster im Rococogeschmacke ausgeführt, der Familie Erlach und der Landvogtei Oberhofen gewidmet.

Handgemenge der vier Brüder von Erlach mit den Leuten des Spitalmeisters von Thun im Jahre 1593. Franz Ludwig von Erlach, Herr zu Spiez, Oberhofen und Schadau, Schultheiss und General-Oberst der Stadt Bern 1629—1651.

Letztes Medaillon: Aufzug des Landvogtes von Oberhofen, Wilhelm Nerthet, 1652, nach dem Tode Franz Ludwigs von Erlach.

Der Jüngling hatte Alles genau betrachtet und von den Sachen, die ihm im Schlosse Interesse verleihten, mit seinem Notizbuch Gebrauch gemacht. Nachdem er dem guten „Trineli“ für seine Freundlichkeit gedankt hatte, entfernte er sich aus dem Schlosse und befand sich bald wieder auf der Strasse. Er überblickte noch einmal die grosse Gebäulichkeit und daneben die schöne Besitzung des Grafen Simeon, dann lenkte er seine Schritte weiter seinem Ziele zu.

Immer an dem Ufer des Sees entlang, der wie ein riesiger Spiegel da lag, in welchem sich die sanftansteigende Pyramide des Niesens und die dem See entlang sich streckende Bergkette am gegenüber liegenden Boden, abbildete, erreichte er bald Gunten, eine nette Ortschaft mit der lieblichen Besitzung von Gross-Marcuard.

Doch weiter ging es auf den Schustersrappen, bis er vor dem Ralligturm, dem burgartigen Landhaus auf dem seeumspülten Vorsprung in der Bucht, stand. Der Reisende besah sich mit forschenden Blicken das alte Gebäude, das ihn daran erinnerte, dass sich einst an der Stelle, wo jetzt blosse Felsenstücke aufragen, die Stadt Roll

erhoben hatte. Er erinnerte sich an die Sage, die er so oft gehört hatte und dabei schaute er auch hinauf nach den gewaltigen Ralligstöcken, nach der „Spitzen Fluh“. Der Reisende hat mir die Sage mitgeteilt und ich will sie hier dem Leser wiedergeben:

Dort, wo einst die Stadt Roll war, hatten sich, bevor die Herren von Roll sich dort niederliessen, die Zwerge ihr schönes Heim gegründet. Sie lebten lange glücklich und friedlich beieinander. Da plötzlich kamen fremde Herren mit Schwerter Schild und Speer und trieben roh das Völklein in die Berge. Die Zwerge sann auf Rache und da sie nicht im Besitze von Waffen waren und dazu nicht so mächtig wie die Fremden, beschlossen sie droben in der Fluh des Berges einen grossen Spalt zu machen, also, dass dann dieselbe auf die Feindesstätte hernieder falle und sie begrabe mit samt den rohen Menschen. Gesagt — gethan! Sie hämmerten und gruben drauf los und Regen und Sturm sollten zu ihrer Vollendung mitarbeiten. Nach Mühe und Fleiss stund das Haupt der Ralligberge zum Fall bereit. Das Volk hörte oft in stiller Nacht, wie es drinnen im Berge krachte.

„Stadt Roll, zieh' aus! Die Ralligfluh
Ist auf den Grund hinein gespalten,
Zieh' aus! Hier hast du nimmer Ruh
Wo Zwergeshände rächend walten“. —

So schrie Zwergkönigs Knabe in's Thal hinab. Aber umsonst. Das Volk von Roll schwärmte in Festlichkeiten und wollte auf die Worte eines „Stümpers“ nicht Acht geben, sondern jauchzte

fröhlich weiter und lärmte zu. Es hörte nicht des Gesteines Rollen.

*Da plötzlich lösen in der Schlucht
Die Zwerge noch die letzten Steine,
Es fällt des Berg's gewalt'ge Wucht
Auf Felder, Stadt und Tannenhaine.*

*Roll das feste schwand
Von des See's Strand
Wellen nimmer schlagen
An die stolzen Wälle
Felsenstücke ragen
Auf an ihrer Stelle.*

Das ist die Sage. Der Reisende schaute sich noch einmal die „Spitzen Fluh“ an, die hoch in die Lüfte ragt und schritt dann weiter und erreichte nach einer Weile Merligen, das Schilea oder Abdera dieser Gegenden. Die Spässe, die man alle über die Merliger erzählt, sind ja Jung und Alt bekannt. Wir wollen hier nur einen guten Witz anführen, der dem Reisenden unterwegs erzählt wurde und den ich von demselben vernommen habe.

Einst zog ein Bürger Schilda's) auf die Reise. Er war Doktor der Witze seiner Vaterstadt und wollte auch einmal die Merliger hören. Als er sich an manch' köstlichen gelabt, meinte er*

**) Schilda (Schildau) Stadt im preuss. Regbez. Merseburg, Kreis Torgau, 1391 Einwohner zum sächs. „Abdera“ geworden durch das Schwankbuch von den „Schildbürgern“ (1598), welches eine Sammlung von allerlei Stichelschwanken enthält, die einzelnen Orten Deutschlands (Schöppenstedt, Krähwinkel, Schilda u. a.) aufgebürdet werden.*

zu einem der älteren Merliger: „Es freut mich unendlich, eine so feine Gesellschaft getroffen zu haben. Wie kommt es aber, dass ihr so oft die Dummheit Anderer gegeisselt, während wir an der eigenen genug zu tragen haben?“ —

„O“! — antwortete der Angeredete — „das ist höchst einfach; ihr in Schilda sendet die Leute auf die Reise, um die Dummheiten Anderer nach eurer eigenen Weisheit zu bemessen. Wir aber senden unsere Leute in die Ferne, um die Weisheit Anderer zu erforschen und unsere Dummheit darnach einzurichten!“ — Als er die Worte beendigt erblickte der Fremde das hereinbrechende Alpen-glühen. Er wollte sich aber in seinem Erstaunen keine Blösse geben und meinte zum Merliger: „Ah, hier werden die Alpen mit roter Tinte begossen“? — „Ja, Herr! habt aber keine Angst, sie fliesst gleich nach Schilda hinaus, damit die Stadtwitze nach ihrer Rückkehr korrigiert werden möchten“! —

Das war die schlagfertige Antwort des Merligers, welche nicht gerade von so grosser Dummheit zeugt, wie man sie den Merligern zuwirft. —

Jetzt betrat der Reisende den schönsten Teil der Strasse. Nachdem er die Station der Drahtseilbahn (Thunersee-Beaten) hinter sich hatte, ging es allmählig bergan, bis ihn ein Tunnel und bald ein zweites aufnahm. Zwischen den beiden Tunnels nahm die Oeffnung eine Form an, die einem Thor ähnlich ist, mit jäh nach dem See abfallenden Fels-sätzen. Der Reisende schaute zurück und sah durch diese gewölbten Felsenthore ein Stück der

weiter abwärts liegenden Landschaft, wie in einem weiten, dunklen Rahmen eingefasst. —

Immer weiter ging es auf der romantischen Strasse bis ihn ein schattenspendendes Wäldchen aufnahm.

Oberhalb der Lerau, einem schönem Landsitze rechter Hand neben der Strasse, erlangte er den Beatenbach, der schäumend und in wilden Sätzen aus dunkler Schlucht in den See hernieder fällt. „Beatushöhle“ las er an einer Tafel, welche den Fussweg nach derselben bezeichnete. Nach leichter Mühe befand er sich bald droben auf der Plattform vor der Höhle, worin Beatus vor grauen Zeiten als Verkündiger des Evangeliums gewohnt hatte.

Die Plattform vor der Höhle mag, vom Zentrum vor dem Eingang gemessen, 25 Fuss betragen. Der Eingang in die Höhle ist ein doppelter, in der Weise, dass ein Vorhof gebildet ist, der gleichsam durch eine äussere und durch eine innere Tür hätte verschlossen werden können. Beim Eintritt rechter Hand ist eine Unterstüttzung angebracht, der übrige Teil an der inneren Seite ausgemauert. Beatus konnte sich da auf ganz leichte Weise Schutz gegen Kälte verschaffen. Auf der rechten Seite, ausserhalb des Eingangs ist eine glattgeschliffene Platte. Das Innere der Höhle ist geräumig, hoch und im Grundriss, ungefähr einen etwas zusammengedrückten Kreis ähnlich. An der Seite der Höhle ist die sogenannte Lagerstätte des heilig. Beatus. Dieses ist im Kurzen beschrieben die Klausen. Nebenan befindet sich die Wasser-

*grotte. Dieselbe ist aus einer Reihe von übereinander-
geschichteten, fast stufenartig angeordneten Platt-
formen gebildet. Bei der ersten Biegung der Höhle,
ungefähr in einer gleichen Höhe der Decke, am
Eingang, erweitert sich dieselbe. Ein seltsames
Rauschen und Tosen dringt in das Ohr und vor den
Augen dehnt sich finstere Nacht. Drinnen im Berge
vernimmt man ein Donnern, als sollte die Jahr-
tausende alte Grotte über dem Fremdling plötzlich
zusammenstürzen, und von einem unheimlichen Ge-
fühl hingerissen, sucht er wieder an das Freie der
Natur zu gelangen. Draussen, vor der Höhle, ragen
die hohen Felswände über den Wanderer und drohen
ihn auch zu bedecken. Ein imposanter Anblick! —
Also hier war einst für diese Gegenden der erste
Verkündiger der christlichen Lehre, predigte und
taufte und that Wunder. Nach seinem Namen ist
auch der Berg — Beatenberg — genannt. Die
Beatushöhle war bis zur Reformation (1528) ein
stark besuchter Wallfahrtsort, und ist sowohl ihres
historischen Interesses als ihrer Schönheit und der
lieblichen Aussicht wegen, die man aus ihrem Innern
geniesst, einer der merkwürdigsten Gegenstände in
der Umgebung des Thunersees.*

*Die Zeit drängte für den Reisenden und des-
halb musste er diese Naturschönheit und diesen
historischen Fleck verlassen. —*

*Auf der Landstrasse wieder angelangt, ging
es weiter, bis er die schwierigste Stelle der Strasse
erreicht hatte. In drei Tunnels mit zwischen-
liegenden und überhangenden Gallerien windet sich
dieselbe um den gewaltigen Felskegel. In der Mitte*

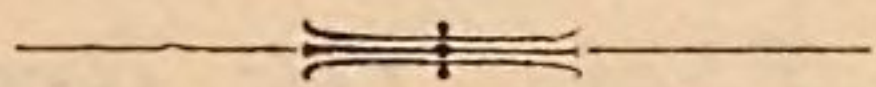
ist derselbe durch eine tiefe Furche zerrissen, die mit einer Brücke überspannt ist.

Endlich war der letzte Tunnel erreicht und zu den Füßen des Reisenden lag die Ortschaft Sundlauenen, zwischen Bäumen halb versteckt. — —

Eine Stunde später schritt er durch Unterseen nach Interlaken, um von dort nach der Ruine Unspunnen zu gelangen. Er hielt sich nicht lange in Interlaken auf, sondern beschaute schnell den Höhenweg entlang die schönen Hotels: Ritchard, Victoria, Jungfrau, Schweizerhof, Belvedere, Hotel Interlaken etc., vor welchen Engländer, Amerikaner, Franzosen, Deutsche, überhaupt Menschen aus allen Ländern in verschiedenen Kleidertrachten herumspazierten und kutschierten. Drüben schaute die Jungfrau in Glanz der Sonne hinab und stellte sich den Fremden unentgeltlich zur Schau. Die schönen Kaufläden und überhaupt das ganze Interlaken gefielen dem Reisenden sehr gut. Jedoch! Fort von hier wollen wir! sagte er, und lenkte seine Schritte hinüber nach dem kühlen Walde, neben dem so schön gelegenen Hotel „Jungfraublick“ vorbei. — Endlich war sein Ziel erreicht.

Die Ruine Unspunnen, der Denkstein eines längst untergegangenen Geschlechtes, erhob sich vor seinen Blicken, wie ein alter grauer Mann, der den Kindern Geschichten erzählen will von einer schon lange vergangenen Zeit. Verwittert und selbst schon halb zur Sage geworden, erschienen dem Jüngling die alten Mauern von Unspunnen. Er forschte in dieser scharf gezeichneten Schrift, wie in den Fältchen und Falten eines Greisengesichtes.

Auch hier mögen einst Liebe, Leid, Lust und Leidenschaft gewirkt haben! dachte der Reisende und setzte sich nieder, indem er Brot, Fleisch und Milch aus seiner Tasche nahm und zu Mittag speiste. Die Jungfrau und der Mönch zeigten ihre schneebedeckten Häupter und das Lauterbrunnenthal lag als ein grosses, liebliches Bild vor ihm ausgestreckt. Ein herrlicher Anblick! brümmelte der Reisende vor sich, indem er begierig ass, was ihm dort seine Küche spendete. — — Wir lassen dem Jüngling das Essen gut schmecken und hören inzwischen, was uns die Sage über Unspunnen mitteilt.



VI. Kapitel.

Vor Zeiten, als der Letzte des Geschlechtes von Unspunnen dieses Schloss bewohnte, war in demselben ein schönes Fräulein, Ida genannt, das einzig übergebliebene Kind des Hauses. Die Söhne waren alle früh gestorben und so fühlte sich der Vater verlassen, die Tochter, jene schöne Ida, war sein einziger Trost, den er noch besass. Wenn sich ihm Leiden aller Arten — wie jedes Haus, arm oder reich, davon heimgesucht wird — wie dunkle Wolken nahten, da war Ida sein goldner Stern, der ihm Hoffnung und Mut verleihte. Er zog mit ihr durch Wald und Haide und jagte mit ihr durch Berg und Thal. Die Brust umglänzt vom blanken Stahl, so folgte sie ihm wie ein Ritter. Er lehrte sie das Wild erlegen und unterrichtete sie im Gebrauch von Schild und Speer. Wenn sie alsdann auf stolzem Ross geritten kam, da freute sich jedesmal der alte Vater und meinte, es sei ihm in Ida doch noch ein Sohn, ein kühner Jagdgesell erhalten. War dann der Abend eingebrochen und sass der Alte mit seinem Leid beim weingefüllten Pokal im Rittersaale, dann trat Ida, in sanfter Mädchengestalt, vor ihn mit der Zither in der Hand und sang von Lust und Leid, mit so süsser Stimme, wie sie ein Engel haben muss, bis sie ihm die Schmerzen gebannt hatte.

Da einst, an einem schönen Tage war es im Schlosse nicht so still wie sonst, sondern Jubelrufe

und Geklatsch tönte durch den Schlosshof. Es war ein Turnier zu Ehren der holden Ida veranstaltet worden. Dem Sieger winkte aus jener Engelhand zum Lohne ein Lorbeerkranz, und darum zog mancher Held aus fernem Land nach Unspunnen, darum tönte es vom Spiel der Ritter weithin durch das Thal und die Lanzensplitter flogen lautkrachend in die Luft. — Besonders zeichnete sich der Ritter von Ringenberg aus, dessen Gegner alle in den Sand geworfen wurden.

Da kam ein Unbekannter hinzu; um seinen schlanken Leib trug er einen Trauerflor. „Mein Wappen nenne ich nicht!“ sprach er, „ihr sollt aber erfahren, dass ein Ritter mit euch fechtet! Die schwarze Binde trage ich, weil ich noch an keinem Turnier gesiegt habe, vielleicht mache ich hier mein Glück.“ — Er sprach's und mit geübter Hand führte er den Speer gegen seinen Gegner. Der Ritter von Ringenberg, der bis jetzt Alle vom Ross geworfen hatte, fiel mit samt seinem Pferde zu Boden durch die Hand des Fremden. Alle sahen mit Staunen diesem Spiel zu. Da eilte Ida in den Saal, um als unbekannter Ritter in Harnisch gekleidet bald wieder zu erscheinen und den Kampf mit dem Fremdling wieder aufzunehmen. Kühn sprengte sie auf ihren Gegner zu nach der Weise des Ritters. Da stiess der Fremdling mit seiner Lanze der Ida den Helm vom Gesicht und unter dem Kranze ihrer blonden Locken strahlten ihre blauen Augen. Der junge Held schwang sich schnell vom Pferd, nahm Ida in seine Arme und sprach in süssem Tone: „Du hast mich bezwungen,

aber nicht dein zarter Arm ist schuld daran! nein, dein Blick ist's gewesen, der mir so warm in's Herz gedrungen ist!“ — Ehe die Menge sich aus diesem merkwürdigen Schauspiel erholt hatte, bestieg der Ritter rasch wieder sein Ross und sprengte hinweg. Niemand wollte ihn kennen und man konnte nicht drauf kommen, wer er sei. Die Ritter aber fluchten über diesen fremden Fant, der so ungerufen zum Spiele kam. — — —

An einem Morgen in der Frühe sass Ida im Tannenwäldchen und lauschte dem Sang der Vögel zu, wobei sie träumte von der ersten Liebe. — — Da wurde sie plötzlich aus dem Reich der Träume erweckt durch den Schall von Schritten. Durch die Gebüsche trat ein Knabe in braunem, krausgelocktem Haar zu ihr und reichte ihr ein Brieflein dar von dem Ritter. Sie las: Verzeiht, vielgeliebte Ida, dass ich Euch das Freudenfest betrübe und Euer Herz beunruhigte! Ich kam als Feind zum Fest nach Unspunnen. Mein Haus, der Stamm von Wädenschwyl, war dem Adel Burgunds nie gewogen und hat Euch oft geschädigt. Zwei meiner Brüder sind im letzten Streit gefallen, d'rum wollte ich auch hin zum Spiele und gegen die Ritter von Burgund streiten. Ich wollte ihren Stolz und ihren kecken Mut beugen und mein Rachegefühl gegen Ringenberg löschen, der mir die zwei Brüder erschlagen hat. Ich trug die schwarze Binde zum Zeichen der Rache, aber Euer Aug, geliebte Ida, das so sanft und linde unter den Locken hervorstrahlte, hat allen Hass in Liebeslust umgewandelt! Ich, vor wenigen Tagen noch Euer Feind, wurde

durch Euren Blick besiegt; um Freundschaft bitte ich und um das Glück gegenseitiger Liebe. Gebt meinem Knapen, der Euch den Friedensbrief brachte, ein Zeichen, dass Wädenschwyl und Unspunnen von heut an einen ewigen Bund machten!“

Aus den Augen der Ida flossen Thränen der Freude. Sie nahm eine ihrer goldenen Locken und gab sie dem Knapen mit den Worten:

„Bring diese Locke deinem Herrn und sage ihm, Ida habe seinen Hass verzeiht und von nun an trage sie ihn fortwährend im Herzen, für alle Zeit!“ — — —

Die Tochter war in den Saal getreten um dem Vater das Brieflein zu zeigen. Sie wollte Ihre Sache vor demselben nicht verheimlichen und zum Mutterherz eilen konnte sie nicht, ihr das Anliegen zu erzählen, denn sie lag längst in der Gruft. Sie überreichte ihm also das Brieflein und sagte ihm, dass sie stete Liebe zu diesem Ritter habe. Unspunnen hatte kaum den Namen des Ritters gelesen, so warf er das Papier auf den Boden und stampfte darauf und rief: „Auf meine Burg kam er um mich und Burgunds Rittermacht zu höhnen? der Freche! der vielleicht die Schuld trägt an dem frühen Tod meiner Söhne. O Ida! Flüche musst du ihm nachsenden statt Liebesworte! Noch im Grabe würde ich mich umdrehen, wenn du ihm deine Hand reichen würdest!“ —

„Versöhne dich, Vater!“ sprach Ida, „mit deinem Feind, der Frieden wünscht und lass mir den Mann, den mein Herz erkoren. — Meine Brüder muss ich beklagen und beweinen, dass sie uns so

früh eutrisen wurden; doch mehr als beide Brüder lieb ich den jungen Rittersmann, das schwör ich dir, wehe mir, dass ich nicht anders kann!“ —

„Verworfne!“ entgegnete der Vater, „meines Todfeinds Sohn hast du dein Herz zugewandt und willst auf diese Weise dem Feindeswerk die Krone auf's Haupt legen? — Doch Fluch dem Tag, wo zu eurer Hochzeitsfeier die Glockenklänge schallen! O, dass mein Fluch euch zum Ohr dringen würde noch vor dem Altar!“ —

Ida weinte und betete: „Herr im Himmel, walte Du über mir und meiner Pein. Stets soll man des Vaters Willen thun und doch kann ich den Sturm in meinem Herzen nicht stillen; ende meine Not!“ — — —

Seid Rudolf, der Ritter, aus des Knappen Hand Ida's Locke empfangen hatte, trieb ihn stets ein glühendes Verlangen nach ihr. Beim Schlosse, an der Bergeshalde suchte er sie oftmals oder im Tannenwalde harrte er oft ganze lange Tage um Ida nur in der Ferne sehen zu können. Aber ach, sie weilte mit bitt'rer Klage im Schlosse; umsonst war all' sein Spähen. Da ging er zu der Klausen des heiligen Beatus, um aus dem Mund des Heiligen Trost zu erlangen. Wenn in den hellen Sommer Nächten der Mond seinen Strahl entsendete, der am Berg und am See sein Silbernetz flechtete; dann führte der heilige Greis den liebeskranken Ritter vor seine Klausen und zauberte tröstende Gedanken in der Seele des jungen Mannes hervor. Auf den mit Moos bedeckten Felsensteinen im monderhellten Tannenwald sprach er mit ihm, bis seine Schmerzen

in stilles Weinen ausbrachen. Er lehrte ihn hoffen die Zeit des Sturmes zu bestehn bis er Ida wieder in seine Arme schliessen könne und mit ihr das Wiederseh'n mit dankbarem Herzen gegen Gott feiern werde. — — —

„Vater!“ sprach an einem Tage Ida zum alten Unspunnen, „ich kann es nicht mehr länger ertragen, dieses schwere Leid. Mit jedem Tag wachsen die Schmerzen und Klagen, lass mich zum frommen Mönch ziehen nach der Beatusklausel! Er streut fromme Saat in alle Herzen und kann auch mir weisen Rat ertheilen.“ — Unspunnen konnte die Bitte seiner Tochter nicht versagen, sondern rüstete ihr ein glänzendes Geleit und liess sie ziehen. Sie ging, aber nicht mit fröhlichem Herzen, wie einst, wenn sie mit dem Vater das Schloss verliess um auf die lustige Jagd zu ziehen. Mit gesenktem Haupte ritt sie mit ihrem Gefolge davon. — — —

Gebeugt kam sie zum Priester und zeigte ihm den Wurm, der ihre Seele nagte. — „Wohl ist Gehorsam deine erste Pflicht!“ sprach der liebevolle Rater zu ihr, „der Vater schätzt nicht jene Jungfrau, die ihrem eigenen Vater widerstreitet. Der Ritter würde dich nicht mehr lieben, wenn du das heilige Gebot des Vaters verachten würdest, darum beuge dich geduldig und ertrage Alles, das da kommen wird!“ doch solltest du nicht trauern den ganzen Tag, denn es gibt einen Vater im Himmel, welcher die Treue des Kindes belohnt — der kann das Herz des Vaters zum Frieden lenken.“ — — —

Getröstet zog Ida von dannen mit dem Gelöbniss der Entsagung im Herzen. — Da plötzlich

wurde sie umtobt von wildem Streite, ihre Mannen griffen zum Schwert, sie erblickte ihren Rudolf, der im Hirtenkleide zur Klause zog. Er wurde von dem Gefolge Ida's erkannt und von demselben mit dem Schwert getroffen, also, dass er zu Boden sank mit einer schweren Wunde am Kopf. — „Das ist ihn!“ — riefen alle. „Es ist der Feind des Burgherrn, der sich ungerufen zum Turnier auf's Schloss gewagt. Schlagt ihn zu Tode, den frechen Buben!“ — Kaum sah Ida den Geliebten fallen, so stürzte sie zu ihm und schrie: „Lasst den Ritter frei! Legt eure Schwerter zur Erde! Schnell verband sie die Wunde des Gefallenen und auf ihr Wort trugen ihn die Männer zur Beatusklause. Sie selbst bettete ihn dort auf weichem Lager und harrte manche Stunde an demselben. Sie blieb dort, bis die Abendsonne den Bergen ihren letzten Strahl sandte, bis der Ritter den Blick wieder aufschlug und sie mit dankbarem Stillschweigen betrachtete, dann zog sie fort nach der Burg zurück. — — —

Die Glocken des Interlakenklosters schallen traurig weithin durch das Thal, denn heute soll Ida als Novize zur finstern Nonnenklause wallen. Ja, klagt und weint, ihr Glocken! Ein edles Herz trägt heut der kindlich fromme Sinn zum Opfer. In tiefer Einsamkeit des Klosters will Ida ihre gold'nen Zeiten verblühen, wie die Blume droben im Gebirge. Ja, die Menschenseele gleicht einer Gemse. Wenn sie vom Schuss des Jägers verletzt ist, entflieht sie in ihre Felsenhöhle um einsam dort drinnen zu verbluten. So entflieht auch Ida, schwergetroffen, aus der Welt, die ihr den Frieden geraubt hat, um

im Kloster allein zu klagen um ihr zerstörtes Glück und der zerstörten Hoffnung. Die Welt soll ihren Schmerz nicht schauen, d'rum will sie dem Leben entsagen und hat sich das Nonnenkleid erkoren.

Wie sie die heilige Stätte betritt schallt frommer Sang an ihr Ohr, der düstere Chor der Klosterschwestern ist bei der Morgenmesse versammelt. Beend tritt sie durch die Reihen bis sie das Muttergottesbild erreicht hat, dann knieet sie nieder und spricht „Dir will ich mich weihen, sei Du mein Trost und nimm den Erdenwunsch, der mich bedrängt aus der kranken Seele! Dich wähle ich zu meinem Leitstern und mein Auge soll unverwandt an Dir hängen!“ — Ruhiger und fester tritt sie zum Chor zurück und jede Nonne bittet im Stillen um Frieden für die neue Schwester!

* *

Der Mond sandte seinen Gruss dem stillen Teiche zu im Heim der Linden; die Wasserrose saugte den Kuss desselben und erhob ihr Haupt aus den feuchten Gründen. Aus ihrem weichen, weissen Kranz der Blätter schien stilles Weh emporzuquellen.

Ida floh aus der dumpfen Zelle zu dem Teiche, dessen sanfte Wellen in ihr die alten, holden Träume wieder weckten. Es wurde ihr klar, dass kein ödes Kloster die Klagen ihres Herzens stillen könne, dass kein „ave“ und kein „pater noster“ sie lehre, das Trauerlos zu ertragen. — Da horch! Der Schall

der Hufe drang an ihr Ohr, ein Ritter nahte sich der Pforte des Klosters. Er überstieg die Mauer — Ida erkannte in ihm ihren geliebten Rudolf. „Sei mir gegrüßt!“ sprach er in wehmütigem Ton zu ihr, „lass das Trauern! Du darfst den Nonnenschwur nicht vollziehen, entfliehe mit mir und lass dein Herz nicht vom Wahn betören! — Wohl ist die Einsamkeit die Ruhestatt für zerschlagene Herzen, doch du, süsse Ida, sollst bei mir deine Schmerzen vergessen und in meinen Armen völlig genesen!“ — „O Rudolf, verlasse die geweihten Mauern. Allem Erdenglück entsagend will ich hier meine Liebe betrauern!“ Dieses war die Antwort, die ihm Ida gab. Aber er blieb stehen und sprach: „Es ist das letzte mal wo wir uns sprechen, sieh hin, wie das entzückte Thal im Mondesscheine glänzt! Und wenn der helle Morgen tagt so tobt ein wildes Wetter herein; die Blume und die Eiche zagen, vom welken Zweige fliehen die Blätter. Dann wird der entlaubte Baum an die sommer-nächtliche Wonne denken und den verlorenen Traum beweinen, der ihm so schnell zerronnen ist. O Ida! Auch du wirst an diese unbenutzte Stunde zurückdenken und trauern, aber nie mehr wirst du Kunde von mir erhalten. Und wie die Wasserrose nach diesen Mondlichtswellen fragt und klagt weil sie nicht mehr herniederquellen, so wirst du immer fort darüber trauern, dass du den Liebsten nicht erhört hast! — Da sank Ida an seine Brust: „O Rudolf, auf denn! lass uns eilen!“ — Der Ritter riss sie fort und bald trug sie das Ross mit Windesschnelle hin, bis an des See's Strand, wo Rudolf an

verborgener Stelle den Nachen fand — bald trug sie derselbe davon über den Thunersee, Wohl schäumte der See und die Winde brachen aus den Bergen, aber Rudolfs Hand zäumte die Wellen und dem kühnsten Ferchen gleich ruderte er dahin und als der Morgen herauf zog begrüßte sie Bern am Strand der Aare. — — —

Im Rittersaal des Schlosses Unspunnen sass der Greis verlassen und allein und beklagte sein Los. Ein Mädchen aus dem Gesinde des Schlosses fand am See den Schleier Ida's, den ihr der Wind geraubt hatte und als diese dem alten Vater das Trauerzeichen überbrachte, da weinte er und meinte, sein Kind, das ihm allein geblieben war, habe im See den Tod gefunden. „O vielgeliebte Ida“ sprach er, „mit meinen Feindeshass habe ich dich ins feuchte Grab getrieben! Du hast dein schweres Leid im See versenkt! Du hast dort Frieden gefunden für dein unendlich Weh.“ So klagte der Greis in seiner öden Halle und betrauerte zum zweiten mal seines Hauses Glück.

Da kam eines Morgens ein Ritter gegen das Schloss gezogen. Er hielt vor der Pforte und stieg von seinem bestaubten Ross. „Wohl mir!“ sprach der alte Unspunnen, „dass mich ein Freund besucht der meinen Jammer teilt und mit mir weint und klagt!“ — Döch, wie sich die Pforte des Saales aufgethan, erkennt er Herzog Berchtold, der von ihm so verhasst war. Aus Unspunnens Auge blitzte es, er glühte vor Zorn und Wut, der alte Hass jagte ihm in die Adern, er wollte zum Schwert greifen, doch

der Herzog von Zähringen sprach: „Ich komme in Frieden und nicht als Feind! Unsere Waffen haben sich oft begrüßt im Felde, du hast mir manchen Mann gefällt; das alles ist in Jugendzeiten die Art der kühnen Ritter. Doch bald ruft uns zwei der Tod ab aus diesem Erdenleben, drum sollen unsere Schwerter sich nicht mehr mit Blut färben. Gieb deine bied're Rechte her! Unser Streit sei gesühnet, zu Fried und Freundschaft bin ich bereit, mein tapfrer Feind!“ — Immer noch halb zürnend gab der alte Ritter von Unspunnen dem edlen Herzog seine Hand. — „Nun“ sprach der Herzog „bringe ich die Botschaft von deiner Tochter, die du als tot beweint hast und banne dir dein Leid. Du wirst doch deinem Kinde gerne verzeihen, dass es dem Wädenschwyler zu mir nach Bern gefolgt ist?“ — „Wie? Ida lebt? Meine Tochter lebt?“ so rief entzückt der Greis, „Gelobt sei Gott, der sie mir wieder geschenkt hat! Ich will den Hass vergessen und ihren Wunsch erfüllen, doch auf! Geschwind zu ihr!“ — Da trat der Herzog froh zum Fenster und winkte mit der Hand und allsobald füllte sich der Schlosshof mit Pferden und Geharnischten. Der Ritter Rudolf kam mit seinen Mannen und sprengte voraus ins Schloss. Bald knieten Rudolf und Ida vor dem versöhnten Vater und seine Hände ruhten, den Vatersegen spendend, auf ihrem goldenen Haar, in Herzog Berchtold's Augen erglänzten Freudenthränen. „Nun lasst uns zur Beatushöhle gehen! rief Unspunnen, „der fromme Klausner soll unser aller Glück auch sehen und noch heute soll euch das heilige Band der Ehe umschlingen und

*morgen soll dir, mein Sohn das ganze Land
schwören. Drum auf! schmückt die Rosse mit
schönen Blumensträussen. Lasst die Kunde von
Thal und Höhn erschallen! An meinem alten
Stamme schlägt ein neuer auf! Auf's Neue soll
er erblühen als Hochlands Ruhm und Preis!“ — —*



VII. Kapitel.

Nachdem der Reisende sich die Ruine zur Genüge besichtigt, begab er sich zurück nach dem Bahnhof und als er dort angelangt, läutete es gerade zum Einsteigen für nach Thun. Er löste sich schnell ein Billet, stieg ein und — tsch — tsch — tsch ging's auf dem zweiten Stock der Bödelibahn dahin nach Därligen. Die Bahn zog bei der halbzerrfallenen Ruine „Weissenau“, die auf einer Aareinsel bei der Mündung des Flusses steht, vorbei. Schade, dass er dieselbe nicht besuchen konnte, er hatte aber keine Zeit mehr übrig. — Die Bahn hatte Därligen erreicht und das Dampfschiff „Bubenbergr“ empfing die Reisenden mit Sack und Pack um sie weiter zu befördern. — Das Seedampfrross durchnirt schnaubend die Wasserfläche und der junge Reisende schaute bald den wechselnden Landschaften, bald den schäumenden Wellen, welche das Rad des Dampfers bildete, zu. — Leissigen war schon längst hinter'm Rücken und trüben sah man die Dratseilbahn auf den Beatenberg krappeln. — Nach ziemlicher Fahrt hielt der Dampfer bei der Station „Spiez“. Der Reiseude stieg aus, um sich das alte bekannte Schloss zu betrachten und dann seine Heimreise auf dem folgenden Dampfer fortzusetzen. — Spiez liegt auf einer Landspitze, die sich erhöht in einer Bucht, welche der Thunersee auf seiner südwestlichen Seite zwischen zwei hervortretenden, waldbekränzten Hügel in ein äusserst

fruchtbare Gelände bildet, hinausstreckt. Ehrfurcht gebietend erheben sich die alten Türme über die andern Hütten. Der „Spiezerhof“ ein neues schönes Gebäude, liegt am See bei der Station.

Südwestlich, am Ende der Bucht, hatte der Jüngling eine prächtige Aussicht. Mit grossen und schönen Massen erfüllten vor ihm am jenseitigen Seegestade die Wandfluh und die felsigen Ufer am Fusse des Beatusberges, bis an die Vorgebirge der Nase hinab, den Mittelgrund.

Der grünliche Abendberg und die entfernte Breitlauinen schlossen die Aussicht oben am Wasserspiegel. Einige jener ewigen Eisgipfel blitzten wie Gestalten einer andern Welt hinüber in das graue, von der Abendsonne rötlich beschimmerten Felsen- und Alpengebirge. Obsthaine und Weinberge, üppig begraste Wiesen und freundliche Wohnungen bekleideten süd- und nordwestlich die Landseite, in deren nahem Hintergrunde in seiner vollen Riesengrösse der Niesen sich wie ein König der Alpenwelt erhob.

Abgelegen von der Hauptstrasse, durch den nördlichen in den See hinaustretenden Hügel, der Aussicht, in das freundliche, untere Gelände um Thun, beraubt, herrscht eine Ruhe, eine feierliche Stille über dem Orte, die ganz dem ernstesten Nachdenken über den schnellen Lauf der Zeit, den Wechsel der Schicksale, das Erscheinen, den Glanz, den Ruhm und das Verschwinden grosser Männer und Thaten auf der Schaubühne der Welt, geweiht zu sein schien.

Zwei Männer sind es besonders, die sich mit der Geschichte von Spiez verknüpfen und die jeder Berner, jeder Schweizer mit Ehrfurcht nennt. Wem sollte nicht der mutvolle Verteidiger von Murten, Adrian von Bubenberg, näher bekannt sein, der dorten in der Schlacht im Jahre 1476 sich gegen Herzog Karl von Burgund so tapfer stellte! — Und der sieggekrönte Rudolf von Erlach, der in der Schlacht bei Laupen im Jahre 1339 Feldherr, Anführer der Berner war! — Sein Name wird nie in den Annalen der Schweizergeschichten verlöschen.

Der Reisende näherte sich der alten, ehrwürdigen Burg. Ein hoher, gewaltiger, viereckiger Turm beherrscht den Eingang in ihren weiten Hofraum. Er trat in den mit grünen Rasen bedeckten und Blumen gezierten Hof. Vor der Höhe desselben, erblickte sein Auge nun auch gegen Norden die fruchtbare Berghalde von Sigriswyl, mit dem freundlichen Dorf, der weissglänzenden Kirche und einer Menge kleinerer Ortschaften. Weinberge stiegen vom Ufer des See's an ihm empor, weiter seeaufwärts trauerte über dem Bergschutt, der in grauer Zeit eine Stadt begrub (wie wir es dem Leser schon mitgeteilt), einsam das alte Haus Raligen, und endlich oben gegen der Nase gewahrte er in einem Walde von Obstbäumen das schon besprochene Merligen. Hoch über diesem Dorfe öffnete sich das enge aber alpenreiche Jostinthal, genannt nach Justus, der neben Beatus zuerst die Christenliebe verkündigt hatte in diesen Gegenden. Als der Jüngling dieses Alles so in Gedanken ver-

sunken betrachtete, trat ein Herr zu ihm, der sehr freundlich und des Schlosses kundig war, er nannte sich Burgener, und der erzählte auf diese und jene Frage, die der Reisende durch den Verlauf eines Gespräches, das der Herr Burgener mit ihm anknüpfte, an ihn richtete, Folgendes:

„Die Gründung von Spiez verliert sich in das graue Altertum; bald sind es die Römer, die daselbst ein Castell angelegt haben sollen, bald vandakische Stämme, die an den Ufern des Thunersee's sich ansiedelten und nach denen derselbe in den Zeiten des Mittelalters zuweilen benannt wurde; dann wieder sollen die Verheerungen des Wüterichs Ottila, dessen wilde Horden auch diese Gegenden durchstreiften, nach alten Chroniksagen die zerfallenen Vorwerke südlich unter der Kirche erbaut worden sein. Von einigen wird die Erbauung des hohen Schlossturmes dem neuburgundischen König Rudolf I. und die Stiftung einer Kirche Rudolf II. zugeschrieben, deren Reich sich bis an den südöstlich in den See hinausgreifenden, waldigen Hügeln erstreckte, der von daher Burgen- oder Burgunderberg benannt wurde.

Sehr frühzeitig kam der „goldene Hof“ zu Spiez als Reichslehen an die Freiherrn von Strättlingen, welche es zu ihrem Lieblingssitze gewählt; später haben sie sich bis zu ihrem Erlöschen daselbst für ganz aufgehalten.

Als der alte Freiherr Johann von Strättlingen seine männliche Descendenz durch den Tod seines Sohnes Erlöschen sah, verkaufte er 1338 die Burg und Stadt (wie man es nannte) Spiez, mit

Allem, was dazu gehörte, um dreitausendachthundert Pfund an den bernischen Schultheissen, Ritter Johann von Bubenberg. Da verlebte also Johannes Enkel, der berühmte Adrian seine Jugendjahre; dahin zog er sich zurück, wenn ihn der Undank seiner Vaterstadt trübte. Vergessend alle ihm zugefügten, kränkenden Beleidigungen, folgte er, als die Stimme der Gefahr bis in die Hallen seiner friedlichen Burg nach Spiez erschallte, von dort dem Rufe zur Verteidigung des Vaterlandes, um sich zu Murten (1476) neue Lorbeeren zu den Kränzen zu holen, die schon den Namen seines edlen Geschlechtes schmückten.

Als Adrian, der letzte Sprössling des männlichen Bubenberghauses, im Jahr 1506 starb, gelangte Spiez an seine väterliche Muhme Johanna, Andreas von Bonstettens Gemahlin und von derselben erblich, an ihre mit Junker Ludwig von Diessbach vermählte Tochter Agatha, welche sodann Schloss und Herrschaft 1516 um dreiundzwanzigtausendachthundert Pfund an Junker Ludwig von Erlach verkaufte, der sich in französischem Kriegsdienste Ruhm und Geld erworben hatte. Da er kinderlos war, so vergabte er Spiez 1522 an seinen Verwandten Rudolf von Erlach, Johannes, des Schultheissen zu Bern und Haus Rudolf, Landvogt zu Nidau, So blieb das Schloss bis unlängst dem Geschlecht von Erlach.

Das Pfeifen vom Dampfschiff, welches sich Spiez näherte, forderte die Beiden auf, die geschichtliche Mitteilung abubrechen, wenn der Reisende noch auf's Schiff kommen wollte. Er dankte dem Herrn

Burgener recht herzlich für die Mitteilungen und eilte von der Schlosshöhe hinunter und kam noch gerade recht, um nicht nachsehen zu müssen, wie sich das Schiff durch's Wasser bahnt. — —

Die Sonne sank langsam hinter die Berge und der Mond zeigte sein lachend Gesicht. Ein kühler Wind zog über den See, sanfte Wellen umspülten die Schiffelein, welche friedlich denselben durchzogen. Das Dampfschiff hatte Oberhofen schon hinter sich und im gleichmässigen Takt trieben seine Räder dasselbe vorwärts. Drüben über dem westlichen Ufer des See's schaute frei aus den Bäumen der alte Turm von Strättlingen, der sich auf dem grünen Rücken eines von Südosten nach Nordosten laufenden Hügelarmes erhebt. Der Reisende sagte sich: „Wer würde denken, wenn es die Geschichte nicht bezeugen würde, dass in jenen Mauern einst die Wiege wahrhafter Ritter und zartfühlender Minnesänger war!“

„Jener alte Turm von Strättlingen, der neun bis zehn Fuss dicke Mauern hat und ungefähr neunzig Fuss hoch ist, von einer starken, fünf Fuss dicken Ringmauer im Halbzirkel von einhundertdreissig Schritten umschlossen, welche die deutlichsten Spuren zeigen, dass diese von aussen durch einen tiefen Burggraben geschützt war, über welchen man vermutlich einst nur vermitteltst einer Fallbrücke an die Burg gelangen konnte — jener Turm ist das Stammhaus eines alten, mächtigen Geschlechtes, das einst diesen Namen trug. Zwar ist uns nichts mehr aus der Heldenzeit der Strättlinger übrig geblieben als eine tote Steinmasse und das düstere

Gefühl, für welches Matthissons zarte Muse (Elegie, in den Ruinen eines alten Bergschlosses geschrieben) so schöne und wahre Worte fand, wenn es unter anderem heisst:

*O der Wandlung! Grau'n und Nacht umdüstern
Nun den Schauplatz jener Herrlichkeit,
Schwermutsvolle Abendwinde flüstern,
Wo die Starken sich des Mahl's gefreut.
Disteln wanken einsam auf der Stätte,
Wo um Schild und Speer der Knabe flehte.*

*Asche sind die mächtigen Gebeine,
Tief im dunklen Erdschosse nun,
Kaum dass halbversunk'ne Leichensteine
Noch die Stätte zeigen, wo sie ruh'n,
Viele wurden längst ein Spiel der Lüfte,
Ihr Gedächtniss sank wie ihre Gräfte,
Vor dem Thatenglanz der Heldenzeit
Schwebt die Wolke der Vergessenheit.*

*So vergeh'n des Lebens Herrlichkeiten,
So entfleucht das Traumbild eitler Macht!
So versinkt im schnellen Lauf der Zeiten,
Was die Erde trägt in stille Nacht!
Lorbeer'n, die des Siegers Stirn umkränzen,
Thaten, die in Erz und Marmor glänzen,
Urnen der Erinnerung geweiht,
Und Gesänge der Unsterblichkeit.*

*Alles was mit Sehnsucht und Entzücken,
Hier am Staub ein edles Herz erfüllt,
Schwindet gleich des Herbstes Sonnenblicken,
Wenn ein Sturm den Horizont umhüllt,*

*Die am Abend freudig sich umfassen,
Sieht die Morgenröte schon erblassen;
Selbst die Freundschaft und der Liebe Glück,
Lässt auf Erden keine Spur zurück.*

— — — — —

Der erste, bis jetzt als echt erkannter Freiherr von Strättlingen ist Herr Heinrich, der als einer der burgundischen Grossen in einer Schenkungs-Urkunde Herzog Berchtholds IV von Zähringen und Berchtholds V seines Sohnes, an das Kloster St. Peter und Paul zu Rüggisberg, von 1175 mit vielen andern als Zeuge vorkommt. Heinrich von Strättlingen hatte einen Sohn gleichen Namens. In ihm, dem ältern, vermutet man den Minnesänger, der um das Jahr 1230 schon seine gefühlvollen Lieder sang. Seht dort drüben am rechten Seeufer etwas zurückgelegen, wie die Chartreuse so friedlich aus den Bäumen hervorschaut! Dieses eigentümliche Haus, anscheinend halb Kirche, halb Herrschaftssitz gehörte in grauer Vorzeit dem Hause von Strättlingen, bis es Heinrich von Strättlingen Herr zu Mannenberg und Heinrich Ritter Johannes Herr zu Spiez seines Oheims Sohn, im Jahre 1326 an Herrn von Felschen, Bürger zu Thun verkauften. Dort drüben, „im Schatten seines Haines“ in den feenhaften Eichenwäldchen der Chartreuse, dort dichtete Heinrich seine Lieder. Ein Edler unseres Jahrhunderts hat ihm dort ein einfaches Denkmal errichtet. Es ist eine Steinplatte worauf geschrieben steht:

*„Hier, im Schatten seines Haines, dichtete
vormals der Ritter Heinrich von Strättlingen,*

der Minnesinger seiner Lieder der Freud und der Minne.“

Ein an den Wänden der Veranda gemaltes Gedicht beginnt mit der Strophe:

*„Der Sänger von Strättlingen baute das Haus,
(Die Stammburg ist jenseits zu schauen),
Gar rühmlich erprobt in Minne und Strauss,
Willkommen bei Ritter und Frauen;
Er hielt ein Grosses auf Lieder und Wein,
Sah mutig in's stürmische Leben hinein!“ —*

Die Herrschaft von Strättlingen war sehr ausgedehnt und begriff eine Menge Ortschaften mit Twingen und Bännen, Gerichten wie z. B. landeinwärts: Wattenwyl, Blumenstein, Tannenbühl, Pohlern, Tierachern, mit dem Kirchen-Patronatsrechte, ferner die ganze Gemeinde Strättlingen mit den Dörfern Allmendingen, Buchholz, Gwatt, Schorren, Scherzligen u. s. w. und reichte rückwärts bis in das Simmenthal und aufwärts am See bis nach Spiez. Dabei besassen die Freiherrn die prangende Baronie Spiez und die Herrschaften Laubeck und Mannenberg, im oberen Simmenthal, unmittelbar vom Reiche zu Lehen.

Frühzeitig haben die Strättlinger ihren Stammsitz verlassen und liessen sich auf den besagten Burgen vorzüglich auf Spiez, nieder. Die Burg Strättlingen mit ihrer weiten Herrschaft kam in andere Hände. Schon im Anfang des XIV. Jahrhunderts finden wir sie im Besitze des Herrn Burgistein.

Noch im Jahre 1699, als der alte Thurm damals übertüncht wurde und zu einem Pulverbehälter eingerichtet, war am denselben und seiner Ringmauer

etwas von der Bauart der alten deutschen und schweizerischen Burgen, von dem Gebrauche des Geschützes, kennbar; in der Mauer oben waren von sechs zu sechs Fuss Entfernung, schräg hinunterlaufende Löcher angebracht, durch welche die Belagerten sich gegen die Belagerer mit Pfeilen und Spiesen, durch Steinwerfen und Hinuntergiessen „von siedendem Wasser“ verteidigten. Seine spätere Bestimmung machte beträchtliche Veränderungen notwendig, welches viel verstellt hat. — —

Das Dampfschiff war bei dem stolzen Bau der Schadau, die in anglogalischem Styl erbaut ist und der Familie Rougemont Pourtalis angehört, angelangt. Alle sahen nach diesen Palast hin. Mit Recht: „Die Schadau ist eine von Menschenhand geschaffene Perle, eingefügt in das Diadem der Alpenlandschaft, das die Natur hier in weihevollster Stunde hervorgezaubert!“ Der Dampfer steuerte durch die Aare neben dem alten Scherzligen Kirchlein vorbei nach der Station gleichen Namens und nachdem nach Hofstetten, wo der Reisende, der an jenem Tage soviel Lehrreiches gesehen und gehört hatte, ausstieg und zu Jost, dem Bauer ob dem Walde ob Steffisburg zurückkehrte, um ihm vieles zu erzählen. Der Abend war völlig angebrochen. Müde und hungrig, aber zufrieden über den verflossenen Tag zog der Jüngling hinauf und der freundliche Herr Mond leuchtete ihm mit seiner runden Laterne und erzählte ihm dabei, wie es droben in jenem Reich zugehe.



VIII. Kapitel.

Nordwestlich von Luzern ist ein Hügel, von dem aus man die Stadt mit ihren engen Strassen innerhalb der durch Natur und Kunst geschaffenen Verteidigungslinien ganz übersehen kann. — Es ist der Gütsch. Wenn er auch nicht mehr ist als ein Hügel, so hat man doch eine grossartige Aussicht über den See nach den berühmten Schweizerbergen. Da ist rechts der wilde, trotzige, zerklüftete Pilatus, den man mit der „Zahnradbahn“ von Alpnachstad aus erreichen kann und zwar den östlichen der drei Gipfel, die auf Luzern niederschauen: der „Esel“, der mit 2122 Metern die schönste Aussicht bietet. —

Ja, die Alten, welche den Pilatus fürchteten wurden mit ihm fertig, indem sie Gipfel und Klüfte mit den Gestalten der Sage bevölkerten, während die Neuern ihn bestiegen und es so weit brachten, eine der grossartigsten, kühnsten Bergbahn der Welt herzustellen mit einer Länge von 4618 Meter. Diese Bahn legt bei einer mittleren Steigerung von $38\frac{1}{10}^{\circ}$ die Höhendifferenz zwischen Alpnachstad und Pilatuskurm in 1 Stunde und 25 Minuten zurück. Wer würde vor 50 Jahren gedacht haben, dass es möglich wäre, eine solch grossartige, technische Anlage auf den Pilatus im Jahr 1889 sehen zu können! Wer hätte es jenesmal glauben können, dass man in 1 Stunde und 25 Minuten hinauf getragen werden kann auf diesen hohen

erhabenen Berg! Und dennoch hat man es auf dem Gebiete der technischen Wissenschaft gezeigt, dass es möglich ist. — — —

Drüben erhebt sich das „Stanserhorn“, welches unter den herrlichen Bergen, die den Vierwaldstättersee umkränzen, einen besondern Rang einnimmt. 1900 Meter hoch, hat man von ihm aus die schönste Aussicht auf die Berneralpen. Wo man bis jetzt nur auf mühseligen Wegen diese Aussichtswarte des Obwaldnerthaales erreichen konnte, führt nun eine fast vier Kilometer lange Bahn hinauf. — Der „Bürgenstock“, auf welchen eine Drahtseilbahn führt, die in 15 Minuten bei einer mittleren Höhe von 45⁰/₁₀ die Höhe von 870 Meter erreicht, schaut wie ein alter, aber fester Geselle zu uns herüber, um uns einzuladen, auch ihn einmal zu besuchen, und zum Wohlergehen in seinem netten Empfangszimmer ein Glas Schweizer Wein zu leeren. — Der Rigi endlich, dieser altberühmte Aussichtsberg zwischen drei See'n gelegen und auf diese Weise ein Inselgebirge bilden, ruft uns zu „Lasst nur auf jeden Gipfel Bergbahnen errichten, ich bleibe doch der Rigi, wer mich an einem schönen Tag besucht hat, der wird die Pracht, die sich ihm von meinem Haupte aus dargeboten hat, nicht vergessen, sondern mein Freund bleiben!“ — Es ist so! Der Rigi bietet durch seine Aussicht so Grossartiges, dass er auf's Neue immer wieder besucht wird. Ein jeder, der Freude hat an der schönen Natur, muss dem biedern G. J. Jenny beistimmen, der in den Zwanzigerjahren in's Fremdenbuch auf den Rigi-Kulm schrieb:

*„Kommt her auf diese Alpenhöh'n,
Seht hier der Schöpfung Reiz'!
Gewiss ihr ruft: Wie gross, wie schön,
Bist du, geliebte Schweiz!
Und fühlt im Herzen neuen Trieb,
Nach Alpenlust und Glück;
Euch wird das Edlere so lieb,
Ihr kehrt gesund zurück!“*

Die „Vitznau-Rigibahn“ ist auch dazu geeignet, solchen Lenten, die ein wenig schwach auf den Beinen sind, oder die Interesse an einer Bergfahrt haben, es so bequem zu machen, wie nur möglich. — Als älteste Bergbahn der Schweiz, führt sie den Wanderer hinauf, auf den 1800 Meter hohen „Kulm“, die Spitze des Rigi Massivs. Und was sieht man alles von dem genannten Kulm aus? Wir wollen sagen, ein mächtiges Gemälde von über 300 Kilometer Durchmesser, mit 14 See'n, mit dem wogenden Hügelland der mittlern Schweiz, dem nördlichen Horizont, in welchem der Jura, der Schwarzwald und die Vogesen liegen. Am südlichen Horizont erheben sich Gipfel an Gipfel, ein wunderbarer Alpenkranz. — Daneben erblickt man Flüsse und See'n. Städte und Dörfer — ein Panorama, wie man es sich mit der grössten Phantasie nicht vorstellen kann. Kein Wunder, dass am 3. Juli 1809 der rastlose Reisende „Alexander Ziegler aus Ruhla im Herzogthum Sachsen-Coburg“ auf dem Kulm die folgenden Zeilen hinterlässt:

*„Europa hab' ich schon durchstreift nach Norden
Süden und Westen,*

*Indiens Zonen geseh'n, besucht Amerikas Steppen.
Darnach hab ich Helvetias Berge durchzogen,
Und auf dem Rigi gefühlt was ich niemals
gekannt.*

*Wie schön ist die Erinnerung für den Wanderer
der sich auf dem Gütsch befindet, alle die genannten
Berge vor sich sieht, die er bestiegen hat, von
denen er herabsah in's schöne Land: die Schweiz!
Wie er auf jenen Bergen die Aussicht hatte auf
andere Berge, auf den Alpenkranz, kann er auch
vom Gütsch aus jene Gipfel im Hintergrunde be-
merken. Z. B.: Wildgeissberg, Titlis, Walenstöcke
Rigidalstock, Plankenstock, Lauchern, Ruchstock,
Hasenstock, Bnochserhorn, Uri Rothstock, Schwalmis,
Scheerhorn, Tödi, Rosstock, Kaiserstock, u. s. w.*

*Wie die Berge um den Vierwaldstättersee,
schön, grossartig sind, so ist es die Stadt Luzern
auch, und zwar durch die alten, noch gut erhaltenen
Bauten, welche uns zurückführen in die „gute alte
Zeit.“ — Luzern soll' nach einigen der phantasie-
reichen Schriftsteller schon zur Zeit des dritten
punischen Krieges 149 bis 146 vor Christus existiert
haben und zur Zeit der Auswanderung der Hel-
vetier (57 v. Christus) zerstört worden sein. Nach
andern Schriftstellern wäre Luzern im Jahr 450
von Attila eingeäschert worden. Es wird an-
genommen, dass Luzern in der Mitte des 12. Jahr-
hunderts aus einem Fischerdorfe sich zur Stadt
entwickelte.*

Wir haben nicht Raum und Zeit über die verschiedenen alten Bauten, die man vom Gütsch aus sehen kann, nähere Mittheilungen zu machen.

Weil wir dieses Kapitel mit dem Gütsch eingeleitet haben, so will ich dem freundlichen Leser noch einiges darüber erzählen. —

Wie uns der Chronikschreiber Melchior Russ mittheilt, führte bis in's Jahr 1305 die Handelsstrasse nach Bern und Basel über den Gütsch; erst damals wurde der Weg über den steinernen Steg der Reuss entlang bis zur Krummerfluh angelegt, während früher nur Saumrosse den Verkehr über den Gütsch vermittelten. — Von jener Zeit an wurde es ruhiger auf dem Gütsch. Während dem grossen Bauernkriege von 1633 hatten sich auf dem obern und untern Gütsch in den Monaten März, Mai und Juni bald die Rebellen, bald die Regierungstruppen gelagert. Auf dies hin machte Oberst Ludwig Pfyffer den Vorschlag, Luzern zu befestigen und namentlich den Gütsch in die Verteidigungslinie hineinzuziehen. — Nach dem zweiten Villmergerkriege, wo Luzern glaubte, von den Urkantonen plötzlich überfallen zu werden, wurde diese Idee wieder aufgenommen. Man schlug vor, auf dem Gütsch, beim Inseli, bei Allenwinden und an der Reuss Befestigungsarbeiten anzulegen und zu dieser Ausführung die Staatsgelder und Pensionen von fremden Fürsten zu verwenden, oder auch Steuern zu erheben. 1714 wurde der Plan zur Prüfung einer Kommission übergeben, die mit solcher Gründlichkeit die Sache an die Hand nahm, dass die ganze alte Eidgenossenschaft zu Grunde

ging und Luzern bei einem unvermuteten Überfalle die Waffen strecken musste, ehe die Kommission die Sache durchberaten hatte. —

Im Jahre 1365 empfingen die Bürger von Luzern vom Stifte im Hof den Gütsch zum Lehen. Da oben ging es alle Jahr einmal recht heiter zu. Das war am Fronleichnamstag. Am Vorabend dieses Tages zogen seit dem Jahre 1580 die Mitglieder der „Barbara-Bruderschaft“ oder der „Gesellschaft vom hl. Altarssakrament“ auf diese Anhöhe, um zur Verherrlichung des Festes mit Losbrennen von Geschützen beizutragen. In jener guten alten Zeit hielt man überhaupt viel auf Kanonendonner; so geschah es auch beim Einreiten fürstlicher Personen oder Botschafter ersten Ranges. Nach dem alten Reglement, in welchem den „Herrgottskanonieren“ eingeschärft wurde, sich ja nicht zu „überweinen“, wurde der hohe Festtag um 3 Uhr morgens mit Kanonendonner begrüsst. — —

Das Türmlein am Gütsch, in der alten Zeit „Lug in d’Stadt“ genannt, wurde nach dem Ratbeschluss von 1589 zur Ergänzung der äusseren Ringmauer 1590 erbaut. —

Im Jahr 1829 gelangte dasselbe in die Hände des „Caspar Fluder“. Derselbe erhöhte es um ein Stockwerk zur Betreibung einer Sommerwirtschaft.

— — — — Es war ein schöner Nachmittag. Luzern und die ganze grosse Umgebung lag wie ein von der besten Künstlerhand gefertigtes Bild vor den Zuschauern, die sich auf dem Gütsch befanden. Unter andern war auch ein junger Mensch, der mit Bewunderung dieses schöne Panorama be-

trachtete und befriedigend hinschaute nach jenen Bergen, auf deren Gipfel er war, wo er die Bergesluft mit vollen Zügen eingeatmet hatte. Er sass an einem der Gartentische auf der Terasse und liess sich dabei ein Pilsener Bier wohlschmecken. Die „guterhaltene“ Frau Wirtin, Mme. Businger und ihr Geschäftsführer, der tüchtige Herr Hüsler, gesellten sich zu ihm und bald waren sie in einem eifrigen Gespräch. Frau Businger erzählte von ihrer Reise nach Ägypten, die sie mit ihrem Mann machte, von dem grossen Brand auf dem Gütsch im Jahr 1888, von den Schwämmen, den essbaren, die sie oft hinten im netten Walde holt, von ihren Badeerlebnissen — eine ganze interessante Hystorie aus dem 19. Jahrhundert.

Der menschenfreundliche Herr Hüsler, der auch weit in der Welt herum gereist ist, kam mit seinen gesunden Anschauungen im Gebiete der Politik, sprach über die verschiedenen Ansichten der Religion, kam auf das Thema „die Vorsehung Gottes“, über welches der Verfasser dem Leser zum Schlusse noch einiges bringen wird. —

Der Gast, welcher kein anderer ist, als unser gewesener Tuchreisende, hatte auch einiges auszu packen aus dem Kasten seiner Erlebnisse, wenn es auch nicht viel war. — Den Musterkasten mit dem er im Berner Oberland herum gereist ist und das Seeland damit durchzog — diesen Musterkasten hatte er nach $1\frac{1}{2}$ jähriger Dienstleistung abgelegt. Die letzte Reise war für ihn eine Hungerperiode, denn ohne Geld konnte er nichts kaufen und betteln war nicht seine Sache. In einer kalten November-

nacht musste er drunten auf der Wiese an der Aare übernachten — wahrlich keine angenehme Ruhestadt! Glücklicherweise fehlte ihm nie die Zufriedenheit, welche das höchste Gut ist. Das Geld, welches ihm bei seinem Austritt aus dem Geschäft hätte zukommen sollen, hat er — nie erhalten. Ein Muster vieler Christen, dieser Geschäftsherr! Mit der Ausrede: „Zuerst müssen alle Kunden bezahlt haben“, liess er den Angestellten auf dessen Verlangen hin seine Wege ziehen. So sind einige Meister, sie wollen den Angestellten ausnützen bis auf die Haut. Er wird vom Meister als „Saumesel“ gebraucht, muss ihm die Mittel zu seinem zukünftigen Glück und Wohlergehen hinschleppen und wenn er genug gethan hat, wenn seine Kräfte weichen — dann kommt die Haut in die Gerbe. —

Anderseits giebt es aber Herren, die es verstehen, ihre Diener zu behandeln, wie es sich gehört, die es begreifen, dass der Mensch über das Tier gestellt sein soll. Da ist es aber auch Pflicht von dem Angestellten, den Herrn hochzuachten und nicht immer noch mehr Ansprüche zu machen. — — Wo früher der junge Reisende (nennen wir ihn de Gravier, weil ihm dieser Name als Spassnamen aufgebürdet wurde) mit Tuchmustern herumreiste, kolportierte er später mit Büchern, indem er seinen Vorrat auf einem vierräderigen Wagen vor sich schub. Drei oder vier Monate betrieb er dieses Geschäft, aber die Konkurrenz war zu gross und dazu fanden es nicht alle Leute für nötig, Bücher zu lesen, weil es nicht nötig sei, so viel zu wissen. De Gravier wurde nach diesem Agent für ein Nähmaschinen- und

Velogeschäft. Um schneller reisen zu können (denn zu Fuss kommt man der Bahn nicht nach) gab ihm der Besitzer auf Abzahlung eine billige Maschine, ein hohes Zweirad. So reiste er also auf hohem Stahlpferd von Ort zu Ort, verkaufte da eine Nähmaschine auf Bestellung nach Katalog und dort wieder eine. Seine Belohnung dafür war 15—20⁰/₀. Daneben kam ihm auch das gute zu Teil, dass er einmal in einen Strassengraben hinuntergeworfen wurde von seinem scheuen Pferd, wobei Stahlross und Reiter verletzt wurden, oder er wollte ein andermal zu hoch aufsteigen und machte dabei Bekanntschaft mit dem harten Pflaster. Einmal blieb er zwischen zwei Waschseilen hängen und brauchte dann notwendig den Schneider, ein andermal fiel er herunter, verrenkte beide Ellenbogen, brauchte keinen Schneider aber einen Arzt. Als er einmal den Hügel hinunterfahren wollte, gingen die Räder zu schnell, das Bremsen nützte auch nichts und er war in der Angst, jämmerlich auf den „elastischen“ Boden geschmissen zu werden. Er rief einen Bauer um Hilfe an. Der gute Christenmensch erfasste ihn, liess das Velo in den Strassengraben weiterziehen, — de Gravier war gerettet, das Stahlross wurde von einem Mechaniker in gute Behandlung genommen. — — In Thun fand er einen guten Geist, welcher ihm, zwar nicht mit Grabesstimme, sagte: „Ob einer mehr oder weniger an unserem Tisch — sei hier zu Hause!“ De Gravier liess sich das nicht zweimal sagen. Wie jeder vernünftige Mensch es thun würde, nahm er das Anerbieten mit Dank an und schaute zu,

wie die Nähmaschinen-Kataloge im Ofen brannten. De Gravier hatte in verschiedenen Läden gesehen, wie auf Teller, Schachteln, Kuhglocken etc. mit Ölfarbe Landschaften der Schweiz gemalt sind, und in Thun ausgeführt wurden. Das Ding leuchtete ihm ein, — er wollte Landschaftsmaler werden. Kost und Logie hatte er also frei. Jetzt handelte es sich nur noch darum, wie viel Geld nötig sei, um diese Kunst zu erlernen. Die hundert Franken, die er zur Anzahlung geben sollte, war auf leichte Weise in seine Hände gekommen, und da er bald für's Geschäft arbeiten konnte, hiess es beim Lehrmeister: „Sie brauchen nichts mehr zu bezahlen! Bleiben Sie dafür länger, damit Sie die Landschaftsmalerei gründlich erlernen.“ Nun! was war zu machen? — De Gravier blieb noch einige Zeit, aber wo kommen die Kleider her, wenn man nichts verdient? — Er schrieb nie nach Hause um einen Pfennig. Den Gastgebern lange zur Last sein — hat nur den Zweck die angeknüpfte Freundschaft zu verderben. Dass de Gravier das Malen gelernt hat, ist ihm später sehr zu statten gekommen, jedoch konnte er seine Studien darinn nicht vollenden. — — —

Es war an einem Maitag, als de Gravier nach Romanshorn reiste, um einige Begriffe über „Saalkellnerei“ zu empfangen. Es war kein grosses Hotel, in das er kam, um einige Tage dorten Lehrjunge zu sein. Er musste im Restaurant servieren und mittags einige einfache Speisen auftragen. — Auf langes Schreiben hin und her um als Volontair in ein Grand Hotel zu kommen, bekam er endlich vom Grand Hotel Viktoria in Interlaken

die Nachricht, dass er zu jeder Zeit eintreten könne.— Bevor er von Romanshorn abreiste, machte er eines schönen Morgens einen Marsch nach Konstanz. Vom Hotel bekam er ein Fläschlein Wein, ein wenig Brot und Schincken. Mittags war er in dem alten Konstanz, betrachtete die schönen Anlagen am Hafen, den Militärplatz u. s. w. Er kam in einen heftigen Regen und kehrte zurück mit 5 Cts. in der Tasche. Auf dem Heimwege bekam er Hunger im höchsten Grade. Er nahm sich infolgedessen die Freiheit, in eine Dorfwirtschaft zu gehen und verlangte um 5 Centimes Brot. Man wollte ihm einen kleinen Semmel geben. — De Gravier bat um ein grosses Stück Hausbrot. Der Sohn kam heraus mit der Frage an de Gravier: „Sind Sie Handwerksbursch?“ — „Ja leider!“ erwiderte de Gravier „ich bin Schneider, habe in Konstanz Arbeit gesucht und konnte keine bekommen!“ — „Trinken Sie ein Glas Bier?“ — fragte der Sohn des Hauses. „O, von Herzen gern!“ war die Antwort. Zwei Glas Bier und ein grosses Stück Hausbrot — das war erquickend; wie ein neuer Mensch, die lieben 5 Centimes in der Tasche, zog er fröhlich seines Weges. —

Als de Gravier von Romanshorn wegreste, gab er dem Kassier am Bahnhof sein Handgepäck in Beschlag und erhielt dafür ein Billet nach Thun, wo er das Gepäck wieder auslösen konnte. —

Es war ein Begaffen von Seite der aufgeblasenen jungen Kellner, als de Gravier des Abends im Frack als Volontair erschien. Das Wort „Schweizerkuh“ hörte er von verschiedenen Lippen.

Der Schweizertrutz wollte in ihm aufsteigen, aber er bezäunte sich. Als er in den grossen Saal mit den Marmorsäulen und wunderschönen Dekorationen trat, da fingen seine Knie an zu zittern und er dachte sich: „Da soll ich servieren, in diesem grossen Saal! Ich weiss ja nicht wie ich's angreifen soll!“ — Die Glocke rief die Gäste des Hotels Viktoria zur Table d'hôte. Dem armen de Gravier wurde es so heiss, dass er glaubte in einer Bratpfanne zu sein. Die aufgefexten Kellner spazierten majestätisch an ihm vorbei, der Oberkellner näherte sich, Befehle zu erteilen. Wie er beim de Gravier angelangt war, veränderte sich sein Gesicht; freundlich sagte er: „Sie haben heute nichts zu thun als zuzuschauen!“ Dann gab er ihm noch einige Ratschläge und entfernte sich. De Gravier war um 25 Pfund leichter geworden. — — —

Am andern Tag Abend's hatte de Gravier ein Service von 13 Personen. Er hatte tüchtig zu schwitzen, aber es ging doch gut. — Nach der Table d'hôte musste er in den Kuriersaal, um dorten zu servieren und auch die Speisen aus der Küche zu holen. Es gab genug Arbeit. Wenn es Mitternacht wurde, da war er froh, in die Federn kriechen zu können. Das erste „zu Bett gehen“ war zwar für de Gravier etwas schreckliches. In dem Dachstübchen droben war es furchtbar heiss und dazu schliefen noch zwei Kellner in der gleichen, kleinen Bude; also drei Betten und ein kleines Fensterlein. Doch das schrecklichste der Schrecken war folgendes: Als er zu Bette gehen wollte, bemerkte er, dass ein ganzes Regiment

ausgewachsener Wanzen das Leintuch als Exerzierplatz benützte. Er probierte seine Kraft und erschlug einige jener anstandslosen Wanzen, doch fehlte es nicht an Nachhut. Gute zwanzig Minuten sah er mit seinen schläfrigen Augen dem Getreibe zu, und — stürzte sich endlich mit seinen müden Gliedern in dieses grausige Getümmel. Von schlafen war keine Rede. Als er morgens aufstund, sah sein Körper nicht ganz schön aus. — Die Hausmeisterin sorgte für Wanzengift und das Regiment wurde kleiner. —

Nach 14 Tagen hatte sich de Gravier schon ganz eingewöhnt in das Hotelwesen. Es ist ihm nie vorgekommen, dass er mit den Speisen umgefallen ist, wie es jenesmal vorkam, als ein deutscher Kellner von London kommend am ersten Abend im Saal ausglitschte mit den Fischen und die Sauce dem seidenen Kleid einer Dame schenkte. Die Arme erwartete wahrlich nicht einen solchen Regen.

Wie ein Volontair verschiedene Arbeit verrichten muss, geschah es auch bei de Gravier. Um die Fenster des Saales öffnen und schliessen zu können, musste man hinauf in die erste Etage und gelangte durch ein Badezimmer auf ein schräges Dach. Es war an einem Sonntag, als es gerade vor der Table d'hôte fest zu regnen begann. Man schickte de Gravier hinauf, die Fenster zu schliessen. Drei waren schon geschlossen. Beim vierten glitschte er aus und rollte hinunter. Er wäre vom Dach gestürzt, wenn man ihm nicht zu Hilfe gekommen wäre. Nach diesem Vorfall wurde erst die Einrichtung gemacht, durch Schnüre vom Saal

aus öffnen und schliessen zu können. — — — Als de Gravier die längere Zeit der Saison schon durchgemacht hatte, bekam er plötzlich ein böses Halsleiden durch den Umstand, dass er vom heissen Saal droben in den kühlen Kuriersaal musste, in die Küche, nach dem Weinkeller etc. —

Er ging zum Arzt, der ihm verordnete, einige Tage im Bett zu bleiben mit Eisumschlägen und einnehmen von Mitteln. — De Gravier gehorchte. In einem grossen Hotel, wie das Viktoria in Interlaken, hat man aber in der hohen Saison wenig Zeit, sich um einen Kellner zu kümmern und so wurde de Gravier in dem Dachstübchen droben vernachlässigt. Essen konnte er seit einigen Tagen nicht mehr. Er bekam Fieber und der Direktor fand es auch für besser, dass er heim gehe. De Gravier reiste also fort, es war an einem heissen Tage und dennoch musste sich der kranke Volontair in einen Wintermantel hüllen. Bei seinen Gastgebern in Thun wurde er auf's freundlichste gepflegt. Nach 14 Tagen war er wieder hergestellt. Zu jener Zeit befand sich im Hause eine russische Familie, aus Odessa. — Es war eine Mutter mit ihrer Tochter, die in Bern Juri studierte und ihre Ferienzeit in Thun verlebte — nebst einem Jungen von 5 Jahren. Als die Mutter eines Tags mit de Gravier zu sprechen kam, äusserte sie sich, dass die Kellnerei nicht die richtige Arbeit sei, er solle studieren. De Gravier wusste das selbst schon, aber da braucht man in erster Linie die Mittel dazu. Die Russin, Mme. P. machte dem Kellner-Volontair den Vorschlag, für ihren talentvollen

Knaben Hauslehrer zu werden, um dabei ein wenig Geld zu gewinnen, die Hochschule zu besuchen. De Gravier nahm den Vorschlag an. Der kleine Russe, der ziemlich gut deutsch sprechen konnte, empfing vom neuen Hauslehrer Stunden im Deutschlesen, Rechnen, Schreiben und ein wenig französisch. Auf eine Einladung der guten Mrs. Trüb in der Pension Anglaise nahm er sich einige Freiheit und kam für drei Wochen nach Luzern. —

Was wir hier besprochen, erzählte de Gravier der Frau Businger und dem Herrn Hüsler, welche ihm für seine Zukunft das beste wünschten. — Er sah noch einmal nach seinen alten Bergen, trank sein Bier aus und wollte sich verabschieden. Mme. Businger lud ihn aber ein, das schöne Bauernzimmer noch zu betrachten, was er gerne that. — In jenem Zimmer (eine Gaststube) befinden sich die Schätze, welche Herr Bussinger aus Ägypten mitgebracht hat. Ferner ist ein Ofen, an welchem verschiedenen Grabschriften, wahrscheinlich den bayerischen „Marterl'n“ abstammend, angeschrieben sind. Die sinnigsten sind wohl folgende:

1. *„Hier liegen begraben,
Vom Donner erschlagen,
Drei Schof, a Kalb und a Bua —
Gott geb' ihnen die ewige Ruh!“*

2. *Im Leben rot wie Zinnober,
Im Tode wie Kreide so bleich,
Gestorben am 17. Oktober,
Am 19. war die Leich.*

3. *Hier liegt Andreas Krug,
Der Kinder, Weib und Orgel schlug.*

An der Wand befinden sich auch „Businger's sämtliche Werke“ in 8 Bänden. Jene Werke, in roten Einbanddecken, sind von vielen sehr beliebt, obwohl es keine Gedichte, keine Erzählungen, keine dramatische Werke sind, sondern nur — Kartenspiele. — — —

De Gravier nahm Abschied von den freundlichen Leuten, setzte sich auf die Drahtseilbahn, welche bei einer Länge von 167 Meter $53^{\circ}\frac{1}{10}$ Steigung hat, und befand sich in $2^1\frac{1}{2}$ Minuten an der untern Station. Von dort führte ihn der Weg nach dem alten Wasserturm, der sich an der Kappelbrücke befindet und um die Mitte des 13 Jahrhunderts erbaut wurde. Er hat ungefähr 130 Fuss Umfang und vom Flussgrunde bis zum Oberbau 66 Fuss in der Höhe. Der Eingang wurde früher durch eine steinerne Stiege vom See aus bewerkstelligt, im Jahre 1756 durch eine Fallbrücke und endlich durch einen festen, gedeckten Steg.

Schon im Jahre 1397 wurde der Wasserturm als Gefäniss gebraucht und seither wurde derselbe bis 1803 theils als Gefängniss, theils als Archiv und als Schatzkammer benutzt. Um die Zeit des alten Zürichkrieges (1443 bis 1446), wie auch im zweiten Kappelkriege (1531) und zur Zeit der Helvetik (1798—1803) wurden in diesem Turme Kriegsgefangene und Deserteure eingesperrt. Politische Verbrecher fanden hier auch ihre Unterkunft und später war der Turm die Wohnung für ge-
O. H. Kiessling, Dichtungen und Erzählungen.

fährliche Diebe, Mörder und dergl. — Prozess-süchtige Leute wurden auch beherbergt. Im Jahre 1559 wurden vom Rate zwei alte Zänker mit einem Stück Kreide in den Turn geschickt, um dorten ihre Forderungsstreitigkeiten auszurechnen, solange es ihnen gefiel. — — —

Im zweituntersten Gemache des Turmes befand sich der Staatsschatz, wo nach der Mitteilung des Nürnberger Staatsmannes Willibald Pirkheimer sich auch der berühmte burgundische Diamant befand (aus der Schlacht mit Karl dem Kühnen).

Der Wasserturm war auch die Vollziehungs-stätte der Todesstrafe; ebenso befand sich im obersten Bau eine Folterkammer. — —

De Gravier ging über die Kappelbrücke, welche mit alten Bildern geschmückt ist, die aus dem 17. Jahrhundert stammen, von Rennward Cysat, Stadtschreiber, entworfen, und von Hans Wegmann aus Zürich ausgeführt wurden. Die Kappelbrücke selbst stammt aus dem 14. Jahrhundert, aus jener Zeit, wo es in Luzern meistens nur Holzbauten hatte, und, wie es heisst, dieser jetzige Fremdensammelplatz nur das „hölzerne Storchennestlein“ genannt wurde. —

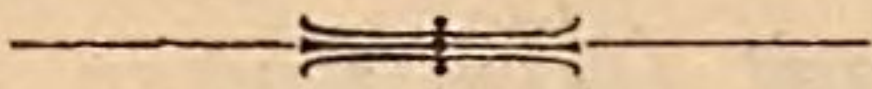
Am andern Ufer angelangt, setzte de Gravier seinen Weg weiter und gelangte bald zum Quai, von wo aus sich dem Naturschwärmer wieder ein wunderschönes Panorama öffnete auf Alpen und See. Es ist daher kein Wunder, dass de Gravier unter den schattigen Kastanienbäumen so viele Hunderte von Gästen aus allen Weltgegenden

promenieren sah, die sich an dieser Naturschönheit auch ergötzen. — — —

Bald erreichte de Gravier die Hofkirche, die älteste Kirche von Luzern, welche im Jahr 695 von Wickard, Herzog von Schwaben gegründet wurde, und nach einem Brande im Jahre 634 die jetzige Gestalt erhielt. De Gravier hörte, als er vorbei ging, den Arkaden im Kirchhof entlang, — wie aus dem Tempel in wunderschöner Melodie die Orgel (eine der grössten Europas) ihre Klänge erschallen liess. —

Er zog weiter hinauf und erreichte endlich die nette, freundliche „Pension Anglaise“, auch genannt „Alt Schweizerhaus“. —

Auf's freundlichste dorten wieder empfangen, verlebte er dort oben Tage, die er zu den schönsten seines Leben's zählen kann. In ungetrübter Freude, zurückgezogen von der Welt, flossen die Stunden vorbei, bis er wieder zurückkehren musste, ins Leben voller Kämpfe und Sorgen. Obschon die Familie „Trüb“ heisst, hat de Gravier gesehen, dass sie immer klare Gesichter haben und mit Zufriedenheit in die Welt schauen, immer auf klares Wetter hoffend. — —



IX. Kapitel.

Am 14. Februar 1218 starb ein hoher Mann, der im Münster zu Freiburg im Breisgau begraben wurde. Die Inschrift am Grabmal lautet:

„Berchtholdus V ultimus Zæringiæ dux.

XIV Februari Anno MCCXIIIX cujus ossa sub
hac statua in crypta lapidea requiescunt.“

Berchthold V. von Zähringen ist der Gründer einer Stadt an der Aare, genannt Bern. Die Gründung fällt in das Jahr 1191. Als Herzog Berchthold von Zähringen starb, wurde die Stadt, weil das Geschlecht erlosch und die Stadt auf Reichsgrund lag, reichsfrei. — Bern entwickelte sich immer mehr, obschon es Anfechtungen von Seite der mächtigen Grafen von Kyburg genug hatte. Zum Schutze gegen Kyburg begab sich Bern im Jahre 1255 in ein Schirmverhältnis zu Savoyen, wurde aber dagegen in einen Streit gegen Rudolf von Habsburg verwickelt und von demselben duldete es wiederholt Belagerungen. (1288—89). Im Jahre 1298 siegte Bern über den österreichischen Adel am Dornbühl, und dieser Sieg begründete seine Macht. Es wurde das Gebiet von den benachbarten Dynasten unter die Herrschaft Bern's gebracht; auch kaufte die Stadt Besitzungen, wie Thun (1323) Laupen (1324) die Reichsvogtei über Hasli (1334). Dem Adel des schweizerischen Burgund und Freiburg wollte Bern zu mächtig werden. Er versammelte sich deshalb, um gegen Bern zu kämpfen,

aber bei Laupen, wo es am 21. Juni 1339 zur Schlacht kam, wurde der Feind gänzlich geschlagen mit der Mithülfe der Waldstätte, mit denen Bern im Jahr 1354 in einen ewigen Bund trat. In jener Schlacht bei Laupen war Rudolf von Erlach Anführer der Berner. — Die Stadt kaufte neue Herrschaften. Z. B.: Aarberg (1375), Burgdorf (1394), Nidau (1386), Frutigen (1400), Lipp (1413), und eroberte zwei Jahr darauf im Reichskrieg gegen Österreich den grössten Teil des Aargaus. — Bern ist seit dem 27. November 1848 Bundesstadt.

In den Tagen vom 17.—19. August 1891 haben es die Berner gezeigt, wie sehr sie ihre Stadt und ihr Land lieben, als sie die Gründung Bern's, die 700 jährige, feierten, und den längst begrabenen Gründer im hohen Andenken verehrten.

De Gravier schritt über die Nydeckbrücke, vom Stalden kommend, um nach dem Münster zu gehen. — Das Wintersemester hatte schon vor zwei Monaten begonnen. Die russische Familie war wieder nach Bern gezogen und de Gravier zog als Hauslehrer mit, um daneben als Askuldant die Hochschule zu besuchen. — Er hatte sich alle Mühe gegeben, im Unterricht mit dem Knaben, wie auch in seinem Studium der Phil. Er hatte in der eroberten freien Zeit verschiedene Schriftlein verfasst, welche in Druck kamen, — aber die Zukunft war für ihn trostlos. Er sah nichts als dunkle Wolken vor sich, die ihm jeden Hoff-

nungstern verdeckten. Die russische Familie konnte ja zu jeder Zeit nach der Heimat zurück ziehen und de Gravier zurück lassen, weil in Odessa der Hauslehrer auf den Kleinen wartete. Dazu war es für ihn auch eine Frage, was eigentlich später aus ihm werde, wenn er nur als Askulant die Hochschule besuche. Drittens kostete sein Unterhalt fast mehr, als er verdienen konnte. Er trat nachdem er das grosse Münster erreicht hatte, in dasselbe hinein und setzte sich in einen Winkel um sich dort auszuweinen. Er dachte sich es wäre besser gewesen, er wäre wieder in's Hotel Viktoria zurückgekehrt, um sich dort fertig auszubilden in der Saalkellnerei, um den Winter in einem Hotel in Südfrankreich zu verbringen. Doch es war zu spät. Das Viktoria war längst wieder geschlossen. — Er raffte sich wieder auf, zog in seine Wohnung drunten an der Aare und ging an seine schriftliche Arbeit. — — Es klopfte an der Thüre. De Gravier öffnete und erhielt vom Briefboten ein Schreiben von — der Mutter, in welchem sie dem Sohn mittheilt, dass sein Grossonkel „Dr. Küpfer in Ilfingen“ bei Biel gestorben sei. — Dr. Küpfer war ein berühmter Naturarzt. Manchen hat er geheilt. Jahrelang hat er gewirkt und in seinem hohen Alter das Pilgerkleid endlich abgezogen, die Beschwerden des Lebens auf die Seite gelegt, um dem Wohltuer, dem Tode, die Hand zu reichen. (Ein schlichtes Denkmal haben die Verwandten des Verstorbenen gesetzt im Todesacker zu Ilfingen, aber es sieht über alle die andern hinaus. Er ruht in Frieden!) — —

De Gravier starrte die Zeilen an. Er hatte zwar von diesem Manne nie etwas gehabt, aber es that ihm doch weh, dass die leidende Menschheit wieder um einen grossen Helfer gekommen. Wenn auch der Neid verschiedener Ärzte dem Dr. Küpfer Schaden und vielen Verdruss bereitete, so hörte er doch nicht auf, den Kranken ein guter Arzt zu sein. — Dabei kam dem de Gravier der Gedanke: Dr. Küpfer war reich, vielleicht kann es bei mir einmal eine Änderung geben, vielleicht hat er uns etwas hinterlassen, wo ich endlich das Recht besitzen würde, auch auf einen Teil Anspruch zu nehmen. — — —

Wochen verflossen, de Gravier hatte seither vernommen, dass seine Familie geerbt hatte. Endlich wurde das Testament ausbezahlt und jedem Sohn kam auch ein Teil zu gut. De Gravier reiste heim. Er wurde von den Brüdern längere Zeit hinter's Licht geführt, jedoch teilte ihm endlich die Mutter alles mit. Er verlangte auch seinen Teil. Das gab einen hartnäckigen Kampf. Der schlimmste Bruder von den 5, war der Älteste, der in einem schändlichen Brief dem Jungen sein Dasein — — — vorhielt etc. — Das war zu viel. De Gravier fasste einen Entschluss, den er auch ausführte. Fort wollte er, in die weite Ferne. Es ist ja traurig in der Welt, dass oft in Familienkreisen sich solche traurige Scenen abspielen, aber es kommt nur zu oft vor. Die Mutter, welche doch immer noch ein Herz für ihre Kinder hat, verteidigte ihren Sohn in jenem „Geldkampf“ und wird wohl dabei gedacht haben,

dass es nicht die Schuld eines Kindes ist, wenn es in's Leben gerufen wurde. Es war am 5. Februar, als de Gravier seiner Mutter den Entschluss mittheilte, nach Amerika zu reisen. Sie fand dieses Vorhaben des Jünglings für zu gewagt, willigte endlich doch ein und gab ihm so viel Geld, dass er nach Amerika reisen konnte und bei seiner Ankunft für einige Wochen noch zu leben hatte. — De Gravier nahm von Bern Abschied, ebenso von seinen lieben Gastgebern in Thun, kaufte sich ein Reisebillet, kam am 11. Februar wieder nach Biel mit seinem Koffer, um Tag's darauf die grosse Reise zu beginnen.

Biel ist ein alter Ort. Es reichen beglaubigte Thaten über diese Stadt bis in's 8. Jahrhundert zurück. Zuerst stand dieser Ort unter der Schirmvogtei des Grafen von Neuenburg und kam im Jahre 1262 unter die Herrschaft der Bischöfe von Basel. 1279 schloss Biel mit Bern einen Bund, der im Jahre 1352 sich zu einem ewigen Bündnis gestaltete. Anno 1367 überfiel der Bischof die Stadt und liess sie verbrennen. — Biel wurde wieder aufgebaut und schloss im 15. Jahrhundert mit Solothurn und Freiburg ewige Bündnisse. — Im Jahre 1798 wurde Biel französisch (Bienne) und gehört seit dem Jahre 1815 dem Kanton Bern an. — Noch heute sieht man in Biel Spuren des Mittelalters, oder besser gesagt, man glaubt in das Mittelalter versetzt zu werden, wenn man zum Beispiel den

„Rosiusplatz“ betritt. — Hier hat man die besten Spuren des alten Biel. Der „Zeitglockenturm“ ist ein Überrest aus der Zeit, wo in Biel noch eine Burg war. Diese Burg gehörte dem Fürstbischof von Basel. Der jetzige Platz, wo die Burg stand, heisst Burgplatz, oder die Burg. Jene Burg wurde im Jahre 1367 von den Bernern geschleift, und die einzigen Überreste ist obgenannter Turm. Die Sache verhielt sich so: „Im Kriege, den Biel und Bern um die Mitte des 14. Jahrhunderts gegen den „frommen, guten (wie es noch viele gibt) Bischof Johann von Vienne führten, waren Burg und Stadt Schauplatz der grössten Verheerung und der grössten Schrecken. Der Bischof lies nämlich die einflussreichsten Männer der Stadt Biel zum Gastmahl in die Burg einladen und das Ende von dieser Einladung war, dass er sämtliche Teilnehmer in die Türme werfen lies. Der Bischof bekam die Nachricht, dass die Berner bereits abmarschiert seien, um Biel zu Hülfe zu kommen. Auf dashin wurde das „fromme Bischofskraut“ zornig und lies in seiner „christlichen“ Wut die Stadt plündern und morden. — Ganz Biel wurde ein Raub der Flammen. (Das geschah aus lauter Liebe zur Mutter Gottes). Der Bischof verlies die Stadt und flüchtete sich in die Burg „Schlossberg“ ob Neuenstadt, — wofür die Berner die Burg in Biel einnahmen. — Einen Blick auf die „gute alte Zeit.“

An dem Platze, wo einst jene Burg gestanden ist, erblickt man jetzt das Theater, das Rathaus und das Amthaus. —

Der Verfasser hat zwar nicht Raum, einen weiteren, geschichtlichen Rückblick über die Stadt Biel zu entwerfen. Interessant sind die Brunnen. So steht einer auf dem Ring. Am Säulenpiedestal ist ein üppiges Frauenbild angebracht mit kreisrundem, beinahe sonnenhaftem Gesicht. Auf der Brunnensäule steht ein Krieger mit einem Fähnlein, welcher Biel's Kirchenpatron, den hl. Benedictus, darstellen sollte. Noch heute werden im Seeland herum manche Kinder nach dem Namen dieses „Heiligen des einstigen Biel's“ getauft, um mit „Benz“ gerufen zu werden. — Der Brunnen trägt die Jahrzahl 1546.

Auf dem Burgplatz steht der „Gerechtigkeitsbrunnen“. Er ist im Jahr 1650 mit der Bildsäule der Gerechtigkeit geziert worden, welche man im Jahr 1715 durch eine neue ersetzte. Der Bieler Dialektdichter Molz hat über dieses Gerechtigkeitsbild folgenden Vers geschrieben:

*„Sit dem me die gar z'ruuche G'rechtigkeit
Vom Rathus abe het vor d' Thire g'heit
Steit si versteinert obe-n-uf der Syle
U zeigt is d'r verbunde Chopf voll Byle!
Si wägt jetzt numme Rege no u Schnee,
U d's Schwerdt, wie villi anderi, haut nit meh!“*

In der Obergasse steht ein Brunnen, der im Jahre 1563 erstellt wurde von dem Bildhauer Voumard, welcher dafür 106 Kronen erhielt. Das Bild stellt den Engel Gabriel dar, der sich mit dem Teufel um eine arme Seele streitet, welche der

Engel in Gestalt eines Lammes schützend in den Armen hält. — — —

De Gravier hatte sich die Stadt, in der er geboren wurde, wo er zur Schule ging, wo er konfirmiert wurde noch einmal angeschaut. Vielleicht konnte er sie ja nicht mehr sehen. Er trat noch einmal in die Kirche hinein, wo er vor Jahren vom guten selg. Pfarrer Schärner noch den Segen empfing. — Die Kirche ist ein würdiger Bau im neugothischen Style und wurde in den Jahren 1451—1469 erbaut, nach dem Schutzpatron Biel's. Professor Rahn beschreibt die Kirche folgendermassen: „Die St. Benediktenkirche in Biel ist dreischiffig. Das Chor ist etwas niedriger als das Mittelschiff. Das dreiseitig geschlossene Langhaus ist angrenzender Strassen wegen seltsam verengt. Auf der südlichen Seite reihen sich Kapellen auf. Die Rippen der Gewölbe heben erst in beträchtlicher Höhe konsolenartig an, und die Schildbogen des Hauptschiffes sind von kleinen Fenstern durchbrochen. Die Wände sind völlig kahl, bis zu den Archivolten, die unmittelbar aus den achteckigen Pfeilern herauswachsen. Die wirkliche Zierart im Innern beschränkt sich auf die heraldischen Sculpturen der Schlusssteine und die Überreste eines umfangreichen Cyclus von Glasmalereien, die in das mittlere Chorfenster eingesetzt sind. Auch das Äussere der Kirche, wo einfache Strebepfeiler den Chor und den Hochbau des Hauptschiffes begleiten; entbehrt der baulichen, künstlichen Ausschmückung.

*

*

*

Am 12. Februar 1890 war für de Gravier der Abschiedstag von seiner Heimat. Traurigen Herzens begab er sich Nachmittags auf den Bahnhof in Begleitung der Mutter und zwei Brüder und der Tante. Das „Auswanderungszeichen“ wurde ihm angeheftet, in einer Stunde musste er den Boden verlassen. Er konnte es nicht verhalten, einige Thränen zu vergiessen, denn die Frage drückte ihn: „Wie wird es dir gehen im fernen Amerika?“ Doch er blickte mutig in die Zukunft und dachte dabei: „Im Heimatland kann ich so gut untergehen, wie in Amerika. Frisch gewagt, halb gewonnen“ — Vom Auswanderungsagent „Isaak Leuenberger!“ erhielt er die Ausweispapiere für 15 Personen, welche unter jener Agentur mitreisten, die er dem Polizeikommissär in Pantalier abzugeben hatte, indem er der einzige war, der einwenig französisch sprach. De Gravier nahm noch eine kleine Erquickung zu sich, nahm von seiner Mutter, Tante und Brüder Abschied und stieg dann in den Wagen III. Klasse zu den Berner-Oberländern, deren Führer er spielen sollte. Die Signalglocke ertönte, einen letzten Abschiedsgruss und der Zug eilte davon. — Als der Zug am Ufer des Bieler See's entlang fuhr, schaute der junge Mensch traurig in's Wasser und dachte sich: „Wie jenes Schifflein dort drüben von den Wellen hin und her getrieben wird, so geht es auch dir. Doch, ich will ein mutiger Schiffer sein und vor dem wildesten Sturm des Lebens nicht erzittern. Es giebt ja im Leben immer wieder einen Hafen, wo das von den Wellen ge-

peitschte Schifflein Zuflucht findet!“ — Er erblickte drüben das grüne Eiland, welches aus den Fluten des See's auftaucht — die St. Petersinsel, wo auch einstens ein mit dem Sturme des Lebens kämpfender Mann Zuflucht fand. — Auf jenem, von der Welt abgeschiedenen Stück Erde, weilte im Jahre 1764 J. J. Rousseau. Dahin hatte er sich geflüchtet in seinem 53. Lebensjahre. Mit seiner Theresa hatte er sich in dem bekannten Zimmer des Pächterhauses einlogiert. Als Vorzimmer diente eine Küche. Meistens hielt er sich im Freien auf. Dem Flüchtling war gewiss in seinem Leben kein Ort lieber gewesen, als die St. Petersinsel, wo er am 24. Oktober genannten Jahres so traurigen Herzens wieder Abschied nahm. — —

Weiter gings mit den Emigranten über Neuenstadt, der anmutigen Gegend am obern Ende des Bieler See's, nach Neuenburg. (Neuenstadt besitzt eine alte Kirche, die aus grauer Vorzeit datiert, genannt „la Blanche-Eglise“. Über diese Kirche besteht ein altes Dokument mit der Jahrzahl 866. Die Ruine „Schlossberg“ schaut noch stolz hinunter auf das alte Städtchen.) — — Neuenburg war bald erreicht und weiter ging's durch die berühmten Schluchten der Areuse nach Noiraigue am Fusse der ungeheuern Felsen von la Clusette.

In Travers, einem gewerbreichen Ort, der im Jahre 1864 durch eine Feuersbrunst total zerstört wurde, hatte de Gravier einer lieben Familie noch Adieu zu sagen. Durch diesen letzten Abschied wurde de Gravier ganz traurig gestimmt. Während die andern Emigranten ihren Scherz trieben, sass

er still am Fenster und schaute trostlos in die herannahende Nacht. —

Ungefähr um 10 Uhr erreichte man Tunnel auf Tunnel passierend, durch wilde Schluchten und dichte Tannenwälder eilend, Pontarlier, am Eingang der Schlucht von „la Cluse“. — Bei dieser kleinen Stadt spielte sich ein blutiger Akt ab im Kriege 1870—71. Es war der letzte. In den letzten Tagen des Januars lagerte der Rest der Armee des General Bourbaki rings um Pontarlier her, aufgehalten in ihrem Rückzug. Die Einwohner verpflegten jenesmal 3500 Verwundete und Kranke. General Clinchant, Nachfolger Bourbaki's rettete seine abgehetzte und ausgehungerte Armee dadurch, dass er durch die Schluchten der Cluse in die Schweiz hinüberging, wo die Armee auf's freundlichste bewirtet wurde, welches Frankreich nie vergessen sollte! —

In Pontarlier war Zollrevision. De Gravier übergab dem Polizeikommissär die Ausweispapiere und dann wurden die Koffer vorgezeigt. Die Sache war bald abgethan, denn ein Emigrant denkt wohl nicht an's schmuggeln, der ist froh, wenn er ungehindert das Ziel seiner Hoffnungen erreichen kann. — Auf einmal gab es ein Geschrei von Seiten einer Frau und ihren Töchtern. Der Mann fehlte. Er gehörte zu einer andern Gesellschaft. Unterwegs war er scheint's ausgestiegen und verfehlte den Zug. Weil der Mann alles Geld bei sich hatte, half man der armen Frau, wenn sie was brauchte. Die Biletten hatte der Mann auch in der Tasche,

die Frau musste sich dort bis Paris andere lösen. Glücklicherweise traf der Mann andern Tags mit dem nächstfolgenden Zug in Paris ein und alles wurde wieder geordnet. Solche Verspätungen und unnötige Geschichten können vorkommen, wenn man an einer Station den Durst für die ganze Reise löschen will. —

Pontarlier verlassend, eilte der Zug Dijon zu. Die Nacht war völlig eingebrochen, deshalb konnte de Gravier von den schönen Ortschaften, welche sonst von der Bahn aus zu sehen sind, wenig oder nichts bemerken. — In Dijon stieg er mit seiner Gesellschaft aus. Es war nach Mitternacht. Vom Portier begleitet, ging's in's nächstliegende Hotel, wo jeder mit grossem Appetit sein Diner verzehrte. Man nahm einige Munition für den Magen und die Kehle mit sich, dann hies es wieder einsteigen und man liess sich die ganze Nacht durch weiter führen von dem schnaubenden Dampfross. —

Gegen Mittag erreichte man endlich Paris, die Hauptstadt Frankreich's. Wie froh war de Gravier wie auch seine Gesellschaft, als er diese elenden Sitze verlassen konnte. Wie zum Verkauf bestimmte Tiere waren sie eingerammelt worden. Wenn man nach einer solchen Fahrt wieder an die Freiheit gelangt, kommt einem alles nochmal so schön vor. Der Omnibus des Hotel New-York nahm die Gesellschaft in Empfang und brachte sie nach diesem schön eingerichteten Hause.

Nach Tisch wurde beschlossen, Paris einwenig anzuschauen. In Begleitung eines Stadtkundigen

marschierte de Gravier mit seiner Mannschaft durch die Strassen dieser Grosstadt. Teilweise benützte man auch das Tramway. Auf dem „Fuhei“ oben hat man ja schöne Aussicht. Man glaubt auch oft in eines der Fenster des ersten Stockes geworfen zu werden, wenn der Wagen sich um eine Strassenecke biegt. Leider hatte man nur wenige Zeit zum Promenieren und konnte nur wenige der Sehenswürdigkeiten von Paris betrachten. De Gravier hatte grosses Interesse an den schönen, grossen Bauten, an den netten Strassenanlagen, an den Brücken, wie z. B. die auf 12 Bogen ruhende 229 m lange, 23 m breite Pont Neuf, in dessen Mitte sich auf der westlichen Spitze der Citéinsel das Reiterstandbild Heinrich IV. erhebt. — Besonderen Gefallen hatte er an dem kolossalen Triumpfbogen, der Arc de Triomphe de l'Etoile, welcher mit prächtigen Skulpturen geziert ist. Gebaut worden ist er in den Jahren 1806—25 und die Herstellungskosten sollen über 9 Mill. Franken betragen.

Ferner betrachtete er die bekannte Place de la Concorde, welche ein längliches Achteck bildet mit 250 m Breite und 350 m Länge mit prächtigen Perspektiven, im Süden an die Seine (Konkordienbrücke), im Osten an den Tuileriengarten, im Westen an die Champs-Élysées grenzend, in der Mitte von Obelisk von Luxor und imposanten Fontänen, an der äusseren Linie von 8 Statuen französischer Städte geschmückt. Es ist dies eine hystorisch-denkwürdige Stätte. Da war vom Jahre 1793—95 die Guillotine unter welcher Ludwig XVI. endete. —

Der Eiffelturm, welcher während der Ausstellung in Paris 1889 viele neugierige Menschen hinzog und von Eiffel, dem im Panamaskandal bekannten Manne, erbaut wurde, stund wie eine riesige Eisenpyramide vor den Emigranten.

Die Place du Châtelet mit der Fontäne der Siegesgöttin, der Bastillenplatz mit der 50 m hohen bronzenen Julisäule, — die Place du Trône, in welche 13 Strassen münden, mit 2 Säulen, welche die Standbilder Philipp Augusti II. und des heil. Ludwig tragen, — die grossartigen Magazine und schöne Kirchen — das alles machte auf de Gravier und die andern Emigranten einen bleibenden Eindruck. Es war nur schade, dass es bald wieder hiess: „Weiterreisen!“ Die Gesellschaft fand sich Abends im Hotel wieder ein und beim Essen konnte man nicht genug rühmen über die Schönheit von Paris. — Um 10 Uhr wurden de Gravier & Co. per Omnibus wieder auf den Bahnhof gebracht und um 12¹/₂ Uhr konnte man endlich einsteigen. Wie das Vieh wurde man zusammen in diese Kästen gedrückt, so dass man kaum sitzen konnte und so fuhr man die Nacht durch nach Havre.

Der 14. Februar 1890 war Einschiffungstag für de Gravier. Am Morgen erreichte er „Havre“. Die Nachtreise bis zum Hafen war eine Last. Den steifen, schönen Hut, den de Gravier in Thun noch gekauft hatte, benützte ein Italiener als Sitzbrett, und als Havre erreicht wurde, wusste der Besitzer nichts besseres zu thun, als die Hut-Ruine fortzuwerfen. Alles stieg gerne aus, aus diesen elenden Schwitzkästen.

Havre, welches wohl der grösste Platz ist für den Handel in Frankreich, hat 166369 Einwohner und wurde erbaut unter Louis XII im Jahre 1509. Havre blühte aber erst unter Francois I auf, welcher unter andern Hafenbefestigungen erbauen liess. — Jetzt ist Havre eine ganz moderne Stadt mit schönen, grossen Strassen.

De Gravier konnte leider die Stadt nicht weiters betrachten, er musste nach seinem Schiffe, der „Bretagne“ gehen, um nachzuschauen, ob sein Gepäck richtig angekommen sei und eingeladen werde. Dann musste in ein Zimmerlein marschiert werden und zwar „Männlein und Weiblein“, um sich „impfen“ zu lassen. De Gravier hatte dieses Zeichen schon seit dem sechsten Jahr und brauchte es nur zu zeigen und war entlassen. —

Es war ungefähr 1 Uhr Mittags, als das erste Zeichen zur Abfahrt gegeben wurde. Bald darauf ertönte ein Kanonenschuss und stolz, majestätisch, schwamm die „Bretagne“ davon durch das Bassin „de l'Eure“ nach dem Atlantischen Ozean. —

Es war ein wunderschöner Nachmittag, der 14. Februar. Auf dem Verdecke der Bretagne ging es lustig zu. Die Berner Oberländer spielten Handharmonika und dazu wurde getanzt und gejodelt. — Das Wasser war mit einem schönen grün „gefärbt“, die letzten Streifen des Landes waren längst verschwunden und immer weiter ging's dem noch so fernen Ziel entgegen.

Als der Abend eingebrochen war und der Mond lächelnd herniederblickte auf das schwimmende Haus, da war es auch an der Zeit, etwas zu essen. Mittags wurde abgemacht, wer das Essen in der Küche holen solle. Es traf einen schwarzgelockten Oberländer. Er nahm seine Schüsseln und die Wein-kanne. De Gravier ging mit seiner Gesellschaft hinunter ins Zwischendeck, wo die blechernen Teller schon bereit stunden auf einem wackeligen Tisch. Das Zwischendeck war ganz angefüllt. De Gravier glaubte sich in einem unterirdischen Gefängnis zu befinden. Die merkwürdig guten Gerüche, wo es daunten gab, musste ja jedem den Appetit vermehren. — Sein Bett befand sich ganz hinten, wo er die Schraube gut genug arbeiten hörte, wie auch das Geknister des Steuerrades. — Er nahm jedoch von den Speisen, wenn es auch aus solchen abgebrauchten Blechgeschirren sehr unappetitlich zu essen ist, viel zu sich, denn die Seeluft schenkte seinem Magen ziemlichen Hunger. —

Nach dem Essen, wo schon einige Mitreisende den „Ulrich“ rufen mussten, ging de Gravier mit seinen Leuten wieder aufs Verdeck, an die „frische Luft“, wo er sich als Dirigent in die Mitte stellte und das Lied anstimmte: „Trittst im Abendrot daher“ (Schweizerpsalm), wo die verschiedenen, guten Stimmen mit einfielen, in dieses herrliche Lied mit der wunderbaren Melodie. — Gegen 11 Uhr wurde es ruhiger auf dem Verdeck. Einer nach den andern suchte seine Ruhestätte auf, um die erste Nacht auf dem weiten Wasser zu schlafen. De Gravier wartete so lange wie möglich. Er hatte

kein besonderes Verlangen in jenes „Nest“ zu gehen. Endlich legte er sich auf seinen Strohsack und konnte bald, trotz dem Lärm der Maschine, trotz der verpesteten Luft sanft einschlafen.

Der zweite Tag war ein Sonntag. Auf dem Verdecke war es frisch. Die Bretagne gaukelte durch die leichten, aber dunkelschwarzen Wogen. Nur der Kamm derselben neigte sich ins grünliche und liess grosse Spuren des Meersalzes zurück. Hie und da sprang ein „Schweinsfisch“ in die Höhe, um die Abfälle der Speisen zu erhaschen. — Sonst war es öde, verlassen. Es machte de Gravier einen merkwürdigen Eindruck, dieses weite Wasser mit seiner unendlichen Tiefe. Jedoch blieb er vollen Mutes und ass tüchtig, was er erhielt. — Viele waren schon von der Seekrankheit ergriffen worden und sahen ganz erbärmlich aus. Die älteren Weiber kamen nicht mehr aus dem Bett, und das Jammern einer „Frau in Kindesnöten“ wollte nicht aufhören. —

In der Nacht vom 15. auf den 16. Februar wurde es stürmisch. De Gravier hatte in jenem hintersten Raume das Gefühl, als wenn er 1000 Meter in die Luft geschleudert würde und darauf 2000 in die Tiefe. Es war ein unheimliches Geheul um das Schiff und die Schraube war oft Augenblicke in der Luft statt im Wasser zu arbeiten. Die Leute, welche sonst wahrscheinlich nie gebetet haben, warfen sich auf die Knie und riefen Gott um Hülfe an. De Gravier war der einzige von den vielen Emigranten, welcher eine Bibel mit sich trug. Er betete aber nicht und las nicht in der Bibel.

Er dachte sich verschiedenes — und blieb ganz ruhig liegen und achtete sich sehr wenig um das Toben der Wellen. Er war bereit jeden Augenblick seine Augen für immer zu schliessen. Ja, der Mensch, der suchte recht zu leben, braucht nicht's durch Beten verdienen; er sucht auch keinen Himmel, sondern ist in sich so glücklich über gute Thaten und stirbt gerne, indem er überzeugt ist, seine Pflicht gethan zu haben. Er stirbt seliger als manch' Frommer, der in den letzten Augenblicken des Lebens so ungern von der Welt scheidet, und zwar nicht, um etwa weiter Gutes wirken zu können, sondern aus lauter Angst wegen dem Jenseits. Der Mensch, welcher sucht, alle Tage diesen Spruch zu halten: „Thue Recht! Scheue niemand! Liebe deinen Nächsten wie dich selbst!“ — der hat am Ende seines Lebens gewiss keine Sorgen mehr für sich. Er stirbt sanft, er hat gethan was in seinen Kräften stand.

Der 16. Februar war ein stürmischer Tag. Als de Gravier aufs Verdeck ging, wurde er zweimal von einer Sturzwelle umgeschmissen. Von Ferne kamen die Meereswogen wie schwarze Hügel daher, die suchten, das Schiff in den Abgrund zu senken. Die Rettungsbote wurden mit allem Nötigen ausgerüstet. Der Sturm wurde immer schrecklicher. De Gravier musste manchen Mitreisenden Trost erteilen.

Am 17. wurde alle Mannschaft auf Bord gerufen. Der Sturm wurde immer ärger. Es ist wirklich kein Vergnügen, bei solcher Situation auf dem Meer zu sein. Man sieht alle die traurigen

Gesichter, die Seekranken, die wilden Meereswogen— überhaupt, ein trauriges Bild. — Gegen Abend wurden die Thüren tüchtig verriegelt und ringsum mit wasserdichten Tüchern bedeckt. —

Der Sturm dauerte weiter bis Freitag den 20. Februar. An jenem Tag wurde die See ruhiger. Statt den wilden Wellen zeigten sich Eisblöcke, massenhaft, wodurch der schnelle Lauf des Schiffes gehindert wurde.

Samstag den 21. war lauter dichter Nebel um das Schiff. Das Signalhorn, dessen Pfeiffen dem Gebrülle eines Löwen glich, ertönte fast alle Minuten.

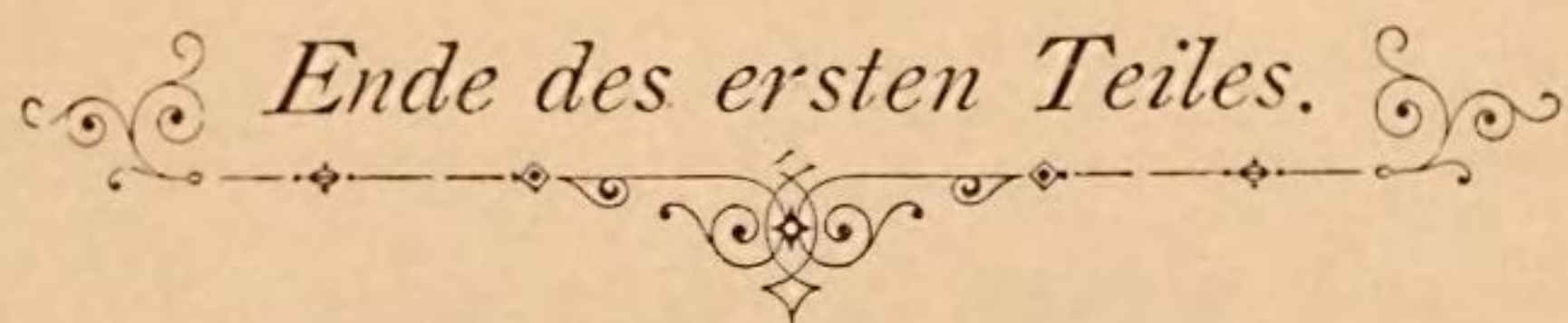
Sonntag Abend erzeugte sich endlich das Boot des Lotsen, der die „Regierung“ auf der „Bretagne“ durch den Kanal übernahm. Wie eine Katze kletterte er die Drahtleiter hinauf. Es war dunkel geworden. De Gravier war voller Freude als er, nach langen Tagen, Licht auf festem Boden bemerkte. Es war der erste Leuchtturm, den man erblicken konnte. —

Nach Mitternacht befand sich de Gravier noch auf dem Verdeck und war der erste, welcher endlich „Land“ sah. Es war eine wunderschöne Nacht. Vom Schiffe aus wurde das Zeichen der Ankunft mit Rageten angegeben und mit bengalischem Feuer. „Land“ — tönte es bald darauf aus allen Kehlen und sehnsüchtig erwartete man das Grauen des neuen Tages.

In der Nacht des 22. und 23. Februar lag das Schiff vor dem Hafen von New-York in Anker. Am Morgen (23. Februar) konnte man den Hafen

mit der grossartigen Freiheitsgöttin übersehen. — De Gravier wurde von der Schönheit dieses Hafens ganz berauscht. Gegen 10 Uhr landete man. O, welch' Entzücken, nach so langer Fahrt wieder Land betreten zu können! — Welche Freude, das Zwischendeck verlassen zu dürfen und welche Ehre, im schönsten Hafen des grossartig entwickelten Amerika zu landen.

Ende des ersten Teiles.

A decorative horizontal line with ornate scrollwork and floral motifs at both ends, serving as a section separator.

MEISTER KARL

ERZÄHLUNG.



I.

In einem engen, schmutzigen Gässchen der Stadt B . . . steht ein Haus, dessen steile, finstere Wendeltreppen kaum zu ersteigen sind, so, dass man mit grosser Mühe den dritten Stock erreicht. Oben angelangt sehen wir durch eine Glasthüre in eine Schusterwerkstätte, worinnen Meister Karl tüchtig sein Leder klopft, mit Zornesadern auf der Stirne nebenbei auf seinen Lehrjungen schaut, ihm von Zeit zu Zeit eine derbe Ohrfeige versetzt, um dann, nach solcher Heldenthat, sein innigstgeliebtes Schnapsglas zu ergreifen, dessen Inhalt er mit einer Gier herunterstürzt, worauf er mit neuer Lebenskraft, wie er meint, seine Arbeit fortsetzt. —

Drüben, in der Küche, ist seine Frau mit dem Mittagsmahl beschäftigt und weint dabei bittere Thränen über das harte, lieblose Herz ihres Mannes. Ach, wie hat er sich geändert! Er, der einst vor dem Altar seiner Braut ewige, treue Liebe geschworen hat, der sie liebevoll umarmte und herzte, der ihr den ersten keuschen Kuss entlockte — er hat alle seine Schwüre und Versprechungen gebrochen,

hat ihr unsägliches Herzeleid bereitet und sie zu einer unglücklichen Person gemacht. — Wie glücklich war sie noch, als sie, die sittsame, geliebte Jungfrau in ihrem Elternhause verweilte, wo sie von Vater und Mutter so liebevoll behandelt wurde! Da führte sie der Weg zu ihm, zu dem schönen, geachteten Schuster, der's verstund, ihr Herz an sich zu fesseln und sie liess sich gar zu bald hinreissen in ihrer Unschuld, verliebte sich in seine Person und gab ihm die Hand mit einem Schwur, der ewig bindet. —

O, er verstund es ja so gut, der ahnungslosen Marie die herrliche Zukunft vorzumalen, ihr die schönsten Familienbilder vor Augen zu stellen, worüber sie entzückt werden musste. Sie machte den Schritt, — jenen Schritt, der einen Menschen in den glücklichsten Zustand versetzen kann, oder ihn trennt von Glück und Freuden und ihn in das Thal des Jammers und des Elends führt. —

Aber leider kommt es ja oft vor, dass die Jungfrauen sich von solchen Schafpelz-Männern verführen lassen, ihnen alles glauben, sich blind in die Hände heuchlerischer Kreaturen werfen, um dann zu spät einsehen zu müssen, wie es in Wirklichkeit mit solchen Menschen bestellt ist. Das Los der weiblichen Jugend ist oft furchtbar hart. Man möchte wohl einen gerechten, erbarmenden Himmel anrufen, wenn er sich über solche arme Seelen aufthun würde. — Leide und dulde! das ist die Antwort von oben, das ist der ganze Trost. — Wohl ist oft, ja sehr oft, eine Jungfrau selbst Schuld, wenn sie nach ihrer Verehelichung bitter

leiden muss, indem sie alle guten Ermahnungen verwirft, sogar verachtet, wenn man ihr mit Recht sagt: „Mit deinem Zukünftigen wirst du unglücklich!“ — Wer nicht hören will, muss fühlen! —

Bei unserer Marie brauchte man solche Ratschläge und Ermahnungen nicht, war doch Meister Karl von den meisten sehr beliebt und als ein Mann bekannt, der ganze Gesellschaften unterhalten kann. Dazu war er auch ein wirklicher Meister in seinem Fach. Wollte ein nettes Fräulein oder eine noble Dame einen feinen Stiefel, da wurde Meister Karl verlangt, dessen Arbeit in der ganzen Stadt berühmt war. Sein Einkommen war deshalb auch nicht unbedeutend, er konnte eine Familie ganz nett durchbringen, warum sollte denn Marie nicht zugreifen und ihn, den freundlichen Karl, heiraten? — War sie doch ihrerseits überzeugt, dass er sie herzlich liebe, ja, sie allein! — Genug! der Schritt wurde gethan, die geachtete Marie wurde Frau des Schuster's, — hat sich immer als solche gezeigt in aufrichtiger Treue und Liebe zu ihrem Manne. — Zeiten ändern sich und so verändert sich auch oft das Eheleben. — Meister Karl war in früheren Jahren, als er noch Geselle war, ein tüchtiger Wirtshausbesucher. Später, als er sich selbst ein Geschäft gründete, wurde er solider und wurde bald von allen sehr geachtet durch Fleiss und schöne Arbeit. — Bald nach der Heirat kam er wieder in das alte Fahrwasser. Wegen jeder Kleinigkeit konnte der Schuster seinen Zorn merken lassen und kam seiner Frau täglich mit allen erdenklichen Scheltworten entgegen. Wenn

es ihm bei der Arbeit nicht passte, dann warf er einfach die Geschichte auf die Seite und eilte in's nächstliegende Wirtshaus, um Bier und Wein massenweise herunter zu schütten. — Wer aus dem Trinken eine Gewohnheit macht, der geht später zum Schnaps (Branntwein) über und versinkt gewöhnlich darinnen. — So kam es später, dass Meister Karl seine Branntweinflasche immer auf dem Arbeitstisch haben musste. — Oft schien die herrliche Morgensonne schon lange und sandte ihre Strahlen in die Schusterwerkstätte, wenn Karl vom Wirtshaus, in welches er am Abend gegangen, zurück kam und die Treppe hinauftaumelte. Dies wurde der armen Marie oft genug zu bunt. Sie stellte ihm dar, wie er durch sein Trinkerleben sie kränke, wie er das Geschäft vernachlässige, das Glück untergrabe u. dgl. — Karl liess sich nichts sagen. Er ballte seine Faust und rief ihr zu, ihren Mund zu schliessen und drohte ihr mit Prügeln. Er kam auch oft genug so weit und Marie wurde eine völlige Sklavin.

Vom Morgen bis zum Abend musste sie die elendesten Flüche von ihm hören und durfte kein Wort dazu sagen.

Marie war Mutter geworden. Sie erhielt ein schönes Kind, welches ihr grosse Freude bereitete. Doch, das Kind starb bald und so war die einzige Freude auch dahin. Sie weinte bitter um ihren Liebling und konnte nur schwer getröstet werden. Wie oft hatte diese arme Frau den gütigen Himmel angerufen und bekam als Antwort immer schwereres Leiden, welches mancher anderen Frau

gehören sollte. Da sah sie z. B. eine ältere Frau, welche einen jungen Mann geheiratet hatte, der in jeder Weise gegen sie gut war. Es war aber der Frau bei dieser Behandlung zu wohl und deshalb hatte sie wegen jedem Blick, den der Frühverheiratete irgend einer ihm gleichgültigen Dame zuwarf, zu streiten. — Das Ende vom Lied war, dass der gekränkte Mann später die Frau nur selten mit sich nahm und sie dadurch nur Unheil gestiftet hatte. — Dort sah Marie wieder eine Frau, die während der Heirat einen schöneren Mann kennen lernte, durch das, von ihrem Mann erworbene Geld nobel auftrat und sich doch des Nebenbuhlers besser annahm.

Sie, die aufrichtige, herzensgute Frau des Schuster Karl wurde vom Himmel auf eine ungerechte Weise belohnt. —

Früher hatte der Schuster mit seiner Frau eine schöne Wohnung; durch das viele Trinken konnte er später den Hauszins nicht mehr erschwingen und auf diese Weise kam es so weit, dass er die Wohnung verlassen musste und in jenes elende, baufällige Haus zog. — Obschon er immer Arbeit die Fülle hatte, kam er auch dort nicht dazu, den Mietzins zu bezahlen, denn er sass alle Tage, so lang es ihm gefiel, im Wirtshaus. — Seine Marie dachte nicht an's Scheiden, sondern wurde Wäscherin, damit der Zins bezahlt werden konnte. Der ganze Dank für ihre Mühe war, dass sie vom Mann immer mehr geschimpft wurde. Wenn man eine richtige Nachfolge Jesu in's Auge fassen will, so kann man kein besseres Beispiel finden, als

bei jener armen Marie. Ein guter Mensch hat ja meistens mehr zu kämpfen, als ein anderer; so war es bei Jesu. Heuchler und elende Menschen erwarten nach einem Leben voller Schlechtigkeiten einen Himmel, und ein guter Mensch, wie unser Vorbild, muss am Ende aller seiner Gutthaten ausrufen: „Vater, warum hast du mich verlassen!“ Kein Trost und keine Hülfe will sich zeigen, nur schwarze Wolken mit der feurigen Inschrift „Leiden“.

II.

Der Sonntag war in's Land gekommen. Hell ertönten die Glocken vom hohen Turm herab und schallten weit hinaus in's Land, um die Leute zum Gottesdienste einzuladen.

Schuster Karl war eifrig an der Arbeit, weil er tags zuvor gelumpt hatte und für seinen Vergnügungsabend Geld haben musste. Damit es mit der Arbeit schneller gehen sollte, schenkte er dem Lehrjungen, der seine Lehrzeit bald vollendet hatte, einige Ohrfeigen. — Marie verlangte in die Kirche gehen zu können, Karl gab die Erlaubniss dazu. — In der Kirche betete sie inbrünstig um Besserung ihres Mannes, gerne würde sie auf jegliche Weise leiden, wenn nur ihr armer Mann zur Umkehr kommen würde. Die Predigt, der Kirchengesang, die gewaltigen Töne der Orgel gaben ihr wieder frischen Mut und hoffnungsvoll ging sie wieder nach Hause.

*

*

*

Der Abend war eingebrochen, wo endlich in der Schusterwerkstatt die Arbeit eingestellt wurde. Karl zog sein Sonntagsgewand an und nach dem Essen eilte er in seine Stammkneipe. Er hatte durch seine Arbeit, die der Lehrjunge abgeliefert hatte, wieder genügend Geld für einen „geistreichen“ Abend erhalten. Bald sass er bei seinen Zechbrüdern, trank ein Schnäpßchen nach dem andern, spielte dann drauf los, als gälte es noch in der gleichen Nacht alle Reichtümer der Welt zu gewinnen. — Nachdem man genug gespielt hatte, kam man auf das Gebiet der „Politik“. Karl wollte der Klügste sein. Mit aller Herrschergewalt lies er seine Stimme erschallen und spottete jeden aus, der nicht seiner Meinung war. Er kam zuletzt soweit, dass er jedem, der seiner Meinung widersprechen wolle, eine Prügelstrafe prophezeite. Das war die Wirkung des Alkohols. Seine Trinkbrüder wurden erbost über ihn und es gab einen heftigen Streit. Karl lief davon. Einige gingen ihm nach bis zur Hausthüre und jeder gab sein Versprechen, den Schuster bei Gelegenheit tüchtig durchzuklopfen. Karl hatte Zeit, die Thüre hinter sich schnell zu schliessen. Die Gesellschaft blieb noch drunten stehen und hoffte, dass Karl wieder herunterkommen werde, um ein anderes Wirtshaus zu besuchen. Das wäre gute Gelegenheit, sich zu rächen. —

Nikolaus war oben angelangt. Schweigend, todesbleich vor Zorn trat er ins Zimmer und Marie

bemerkte, wie er etwas blitzendes einsteckte. Stumm, wie er gekommen, entfernte er sich wieder. Die Frau, Unheil ahnend, wollte ihm nachgehen; er versetzte ihr aber einen solchen Stoss, dass sie mit einem schweren Seufzer zurücktaumelte und sich in's Zimmer zurückbegab. Sie war kaum dort angelangt, hörte sie ein Poltern und Schreien von unten her. Sie legte ihr Gebetbuch, in dem sie den ganzen Abend gelesen, wieder auf die Seite und eilte hinunter. Unten angelangt zeigte sich ihr etwas Entsetzliches. Karl wurde soeben gebunden von einem Schutzmann fortgeführt und vor der Thüre lag im Blute ein junger Mann, von Karl erstochen. Ein Wagen kam heran um den verunglückten Sohn einer armen Mutter heimzuführen. — Marie schlug die Hände zusammen und rief: „Ach Gott, hilf mir und gieb mir Kraft, als Frau eines solchen Mannes weiter zu pilgern!“ — Dann sank sie besinnungslos zu Boden.

III.

Beim Öllämpchen sass des Abends spät das alte Mütterlein W. und las aus einem älteren Buch, welches nebst einem altmodischen Bett und Stuhl das einzige Erbstück der längst gestorbenen Mutter war. Draussen heulte der Wind und der Regen floss in Strömen herab und plätscherte an das Fensterlein des Stübchens. Von Zeit zu Zeit horchte das Mütterlein auf; sie war der Meinung die

Tritte ihres Sohnes zu vernehmen, aber es war nicht so. Der starke Wind und Regen war gleich einem furchtbaren Wehgeschrei anzuhören. — Das Mütterlein nahm ihr Buch wieder zur Hand und während der Klang der Glocke vom Turm herab in die stürmische Nacht hinausschallte und mit kräftigen Schlägen der Hammer der Zeit Mitternacht anzeigte, kam die gute Alte zu Gellerts Lied:

*„Wie sicher lebt der Mensch, der Staub;
Sein Leben ist ein fallend Laub u. s. w.“*

Plötzlich hörte sie Stimmen. Knarrend öffnete sich die Hausthüre. Sie ging in den Gang und leuchtete die Treppen hinunter. „Seid ihr's, Frau W.?“ rief ein Mann hinauf, „wir bringen hier euren verunglückten Sohn!“ — Die Träger langten bald oben an, legten die Bahre nieder. Die Mutter entfernte das Leintuch, mit welchem ihr Sohn bedeckt war und sah in die starren Augen desselben. Dann umfasste sie ihn, küsste seine kalte Wange und rief schluchzend: „Gott sei deiner Seele gnädig!“ —

Die Männer erzählten nun, wie ein Streit ausgebrochen sei, Schuster Karl mit einem Messer erschien, sich auf seinen Gegner werfen wollte und ihr Sohn dazwischen gesprungen um das Unglück zu verhüten, wofür er aber den Todesstoss erhielt.

Zwei Tage waren verstrichen. Im Hause des Mütterlein's, dessen Mann schon vor Jahren ihr entnommen und dessen Sohn ihr jetzt auch

entrissen wurde, war alles still; nur die Seufzer eines verlassenen Mutterherzens vernahm man. Hie und da stiegen schwarz gekleidete Frauen, oder trauernde Freunde die Treppe hinauf, aber leisen Schrittes, als wollten sie den Toten nicht aus seiner Ruhe stören. In der Mitte des Zimmerleins war der schwarze Sarg, mit Blumenkränzen reichlich geschmückt. Der Pfarrer, vom Schmerz des Mütterleins ergriffen, erhob seine Stimme zu dem, der Macht (?) hat über Tote und Lebendige, über Himmel und Erde.

Die Religion ist noch gut für manchen Menschen, denn wenn der Pfarrer nicht mit diesem Trost oft noch kommen würde, würde mancher Mensch verzweifeln.

Die Glocke lies ihre Töne vom Turme herunterschallen und zeigte damit an, dass wieder ein Sterblicher der Muttererde übergeben werde. Der Leichenwagen entfernte sich und die Verwandten und Freunde gaben dem entschlafenen Jüngling das letzte Geleit.

Zwei Herzen trauerten in jenen Tagen. Es war das Mütterlein, die ihren Sohn beweinte, weil er ihr gewaltsam entrissen wurde, und es war Marie, welche um ihren gefallenen Mann bittere Thränen vergoss und durch seine Schuld oft Mördersfrau genannt wurde.

Schluss.

Am Strande des See's, steht die Strafanstalt I . . . mit ihren dicken Mauern und kleinen vergitterten Fenster, durch welche das Licht der Sonne kaum hindurchdringen kann. Von allen Lebensfreuden abgeschnitten, sind hier die Gefangenen, ihrer Vergangenheit nachdenkend.

Im Hofe drunten arbeiten einige unter der Aufsicht eines strengen Wächters. Rings sind sie von Mauern umgeben, welche wohl nicht zu überklettern sind ohne hohe Leitern und also an eine Flucht nicht zu denken ist. Sehen wir uns im Kreise der Sträflinge um und hören, weshalb sie in diese traurige Lage gekommen sind:

„Da ist einer, der mit Treue seiner Frau anhing. Eines Abends kam er in eine Gesellschaft. Er trank ein Glas nach dem andern, wurde betrunken und erreichte mit Mühe sein Haus. Die Frau machte ihm bittere Vorwürfe, er wurde zornig, nahm irgend ein Instrument und traf damit seine Frau so unglücklich, dass sie den Geist aufgab. —

Das Mädchen dort, welches in der Lust des Fleisches sich verleiten liess, wollte die That verbergen. Die Stunde der Entbindung war gekommen, ein schönes Knäblein war die Frucht. Aber sie wollte ja, dass niemand etwas erfahren solle und deshalb nahm sie in dunkler Nacht ihr Kind in die Schürze und warf es in den tiefen Brunnen

hinab. Der Mord wurde entdeckt und das Los des sonst beliebten Mädchens war das Wandern in's Gefängnis. —

Jener Jüngling, welcher eine Zukunft vor sich hatte, aber höher leben wollte als es möglich war, entwendete seinen Meister eine Summe Geld. Das Geld war bald verprasst, die Freuden bald dahin aber lang ist jetzt die Reue im Zuchthaus.

Der Greis dort war ein reicher Landmann. Aus Rache gegen seinen Nachbar zündete er dessen Haus an, welches bis auf den Grund niederbrannte. Nach einer langen Untersuchung fand man in ihm den Brandstifter. So muss er nun, der seine Lebens-tage im Frieden hätte zubringen können, in dieser traurigen Lage dem Tode entgegen gehen.

Doch die Feder würde sich sträuben, alle die Thaten der Verbrecher zu schildern.

Gehen wir die alte, steinerne Treppe hinauf, welche uns zu dem langen, finstern Gang führt, durch welchen man in die verschiedenen Zellen gelangen kann. In einer derselben sitzt auf einem Strohsack ein Mann, in dem wir Schuster Karl erkennen. Seine schönen Kopfhaare und sein Bart sind zwar rasiert und verstellen ihn. — Tag und Nacht brütet er über seine Lage, aber zu spät. Wie gerne würde er jetzt bei seiner guten Frau sein und sie von Herzen um Verzeihung bitten! Wie gerne würde er zu Hause bleiben und eifrig arbeiten und der armen Frau den Kummer wegnehmen! — Zu spät!

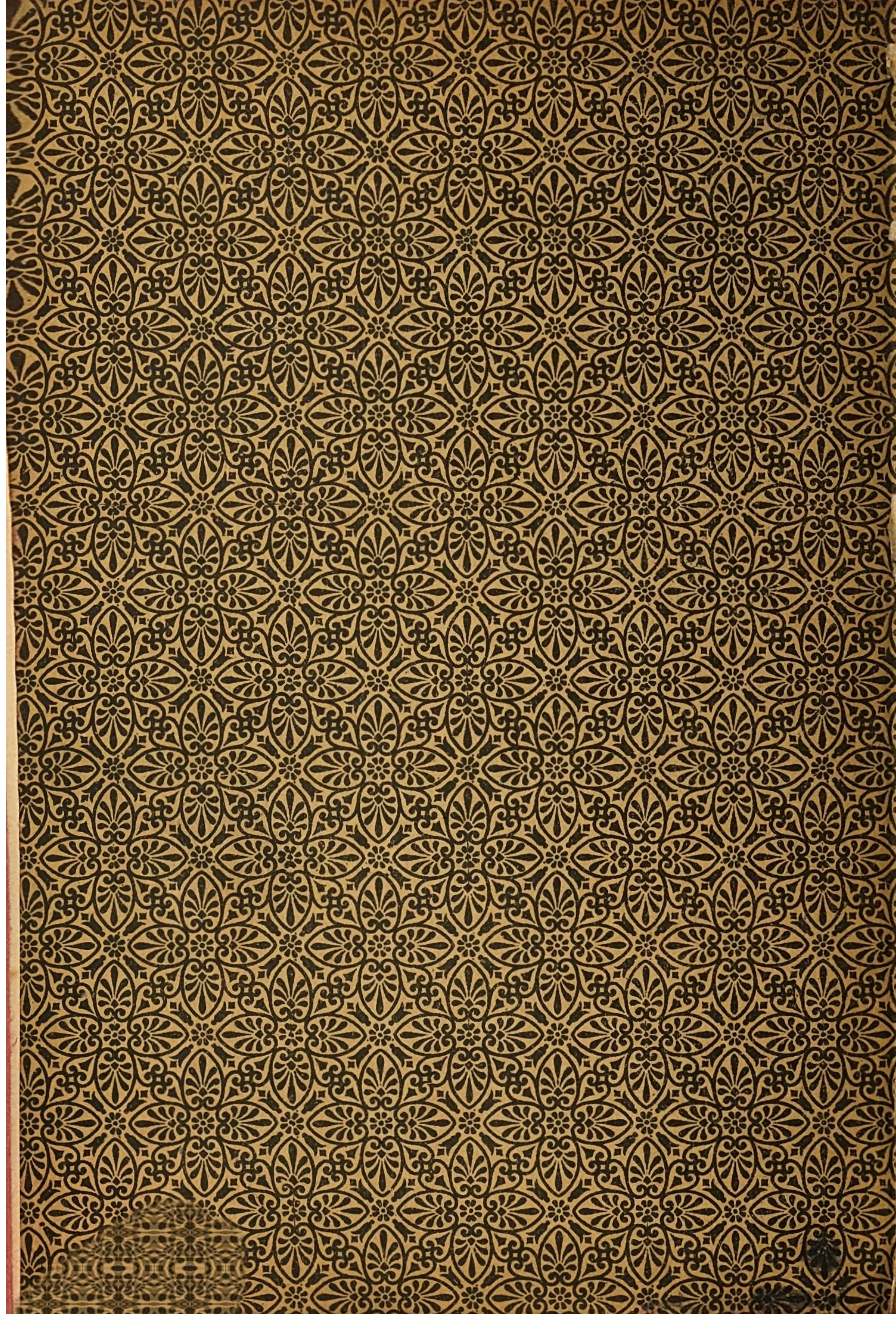
Am Herzen der armen Marie nagte noch einige Jahr der Wurm des Kammers und der Enttäuschung. Als ein neues Jahr wieder das alte verdrängte, hatte dieser Wurm das Herz zernagt und die geduldige, verlassene Frau durfte ausruhen von ihren Leiden. —

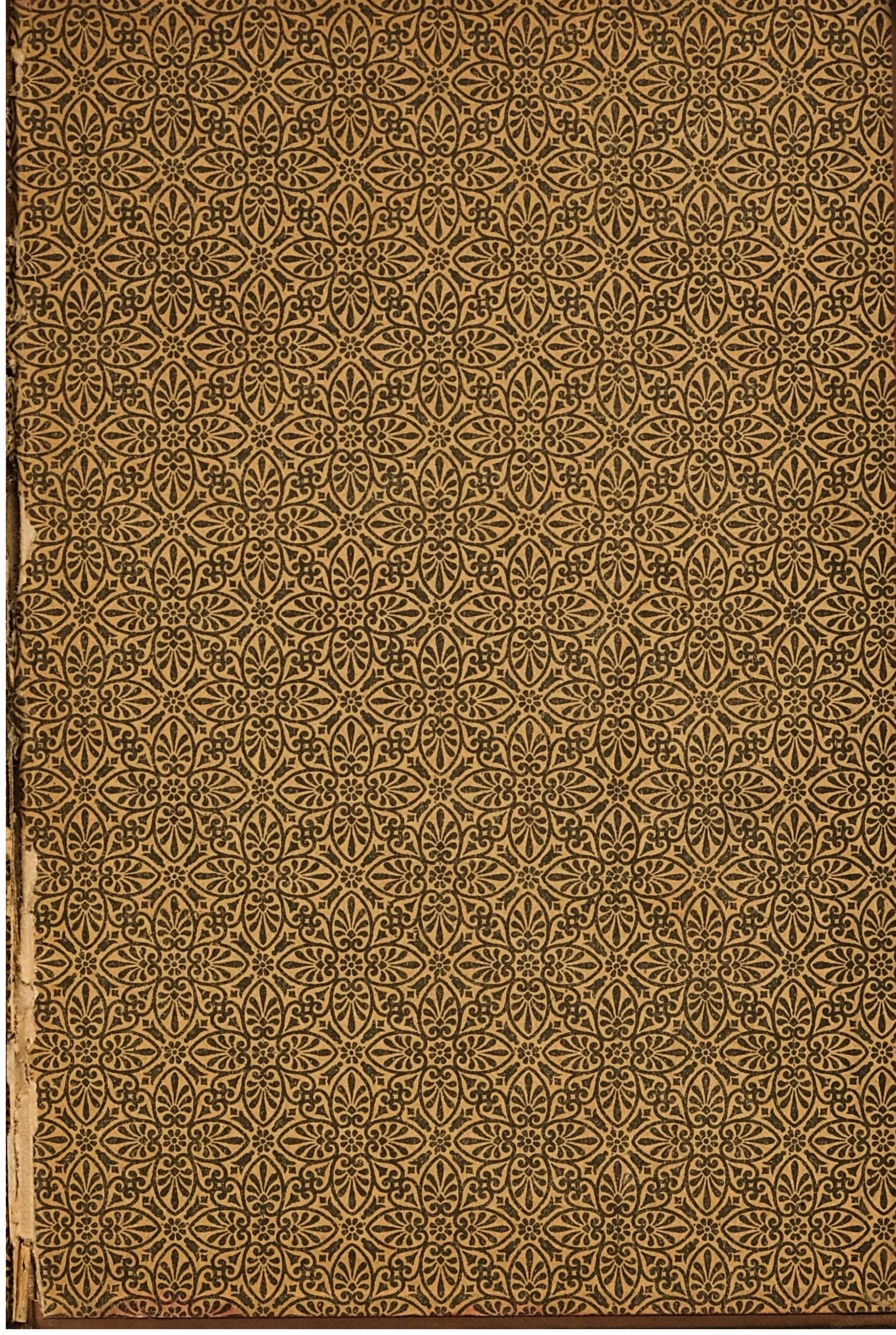
Der Verfasser wünscht ihr diese sanfte Ruh und noch manchen, welche durch solche Leiden gehen mussten.



The following is a list of the names of the persons who have been elected to the office of the President of the United States since the year 1789. The names are given in the order in which they were elected, and the year of their election is given in parentheses. The names are given in the order in which they were elected, and the year of their election is given in parentheses.

Bayard
State
Museum





Kissling, Oskar Hermann,

Früh-Röschen Dichtungen und Erzählungen

Bd.: Erstes Bändchen

1893

81.90345

urn:nbn:de:bvb:12-bsb11535285-6